P. o. germ. 1726 ᵒ (11

1946

A. F. E. Langbein's
prosaische Werke.

Verbesserte und vermehrte Original-Ausgabe.

Sechster Theil.

Enthält:

Unterhaltungen für müßige Stunden.

Mit königl. würtembergischem Privilegium.

Stuttgart:
J. Scheible's Buchhandlung.
1837.

A. F. E. Langbein's
sämmtliche Schriften.

Vollständige,
vom Verfasser selbst besorgte, verbesserte und vermehrte
Original-Ausgabe letzter Hand.

Hoffmann'sche
Leihbibliothek
in Weissenburg.

Eilfter Band.

Enthält:

Unterhaltungen für müßige Stunden.

Mit königl. würtembergischem Privilegium.

Stuttgart:
J. Scheible's Buchhandlung.
1837.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Unterhaltungen

für

müßige Stunden.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

F. HENNING

I.

Die Nebenbuhler.

Erstes Kapitel.

Hofrath Spitzkopf.

Ein regierender Graf ließ sich und sein Reich von einem eigennützigen und ränkevollen Manne regieren. Dieser Machthaber war der Hofrath Spitzkopf. Er trieb aber eine so heillose Staatswirthschaft, daß sich des Grafen fürstlicher Lehensherr, nach vielen eingelaufenen Erpressungs-Klagen, bewogen fand, ein gerechtes Einsehen zu haben, und die Verabschiedung des schlimmen Haushalters zu verfügen. Er wehrte sich dagegen wie der Dachs im Loche; doch er mußte von dannen. Sein Trost am Ende war die schwere Goldkiste, womit er das ausgesogene Ländchen verließ.

Er begab sich in einen andern Staat, kaufte ein schönes Rittergut, und richtete sich dort ein. Die

Wohngebäude waren zierlich und bequem, die Umgebungen reizend; ihm fehlte nichts, als die verlorene Gelegenheit, seine Habgier, wie vormals, zu stillen. Damit fehlte ihm aber auch alles. Kein Paradies konnte ihn für diesen Verlust enschädigen und zufrieden stellen.

Sehr lieb war es ihm jetzt, daß er vor einiger Zeit die Ehre gehabt hatte, den Tod seiner Gemahlin durch die Zeitung bekannt zu machen. Er war der Erste, der diese ungereimte Redensart, die man nachher oft in öffentlichen Blättern fand und noch findet, auf die Bahn brachte. Schriebe mancher Wittwer: „ich habe das Vergnügen,“ so müßte man seine Aufrichtigkeit loben. Wenigstens unser Hofrath freute sich höchlich, daß er sein Augenmerk nun wieder auf eine reiche Heirath richten konnte. In dieser Absicht ritt und fuhr er in der Nachbarschaft umher, und machte bald ausfündig, daß der Pachtinhaber eines großen Kammergutes, der Amtsverwalter Gerhard in Weidenbach, ein überaus reicher Mann und Vater einer einzigen Tochter sey, deren bestimmtes Heirathsgut auf baare dreißig tausend Thaler geschätzt werde. Des Wittwers Herz hüpfte bei dieser Kunde vor Freuden. Er hörte zugleich, daß Lottchen Gerhard ein schö-

nes und wohlerzogenes Mädchen sey; doch das streifte, als Nebensache, fast unbeachtet bei seinen Ohren vorbei. Es bewirkte nur den Vorsatz, sich dem hübschen Kinde so hübsch als möglich darzustellen.

Der Herr Hofrath war keine liebenswürdige Person. Ihn entstellten verschiedene Unförmlichkeiten, besonders aber seine ungebürlich langen Arme, womit er in der Grafschaft weit um sich gegriffen hatte. Die Hände reichten, wenn er auch kerzengerade stand, bis an die Knie. Das gab ihm um so mehr eine häßliche Spinnengestalt, da er nicht, wie andere Blutigel, bei seiner ehedem getriebenen Blutsaugerei dick geworden war, sondern an Magerkeit seines Gleichen suchte. Auch sein Gesicht war so wenig empfehlend, daß man ihn leicht für einen Affen angesehen hätte, wenn die in unsern Tagen von nordischen Kriegern zu uns gebrachte, aber auch von manchem sehr friedfertigen Bürger-Lämmlein nachgeahmte Mode, das ganze Gesicht mit Haaren bewachsen zu lassen, dieser Täuschung zu Hülfe gekommen wäre. Ihr arbeitete jedoch sein Kammerdiener täglich mit dem Schermesser entgegen, und starke Puderlagen bedeckten das ziemlich kahle fünfzigjährige Haupt, das nicht mit Ehren ergrauet war.

Seine Garderobe hingegen verdiente Lob. Sie war

fürstlich, wenigstens gräflich, und das im strengsten Wortverstande. Der Graf hatte sie größten Theils für seinen eigenen Leib fertigen lassen. Aber jedes neue Kleid, das er zum ersten Mal anlegte, unterwarf er der Kritik seines Günstlings, und zog es, wenn der Hof- und Gewand-Rath den geringsten Makel daran fand, nicht nur auf der Stelle wieder aus, sondern machte auch dem Recensenten ein Geschenk damit. Scharf bekrittelte daher Spitzkopf alle gräfliche Kleider, die ihm gefielen, und lobte mit vollen Backen nur die, welche nicht nach seinem Geschmack waren. Dieser Pfiff verschaffte ihm eine Menge prächtiger Kleidungen, ohne daß er einen Stich daran ändern lassen durfte: denn er und sein erlauchter Herr — in dessen Hirnkammern es jedoch gar finster aussehen mochte — glichen sich vollkommen an Größe und Dürre. Der Graf hatte nur keine Riesenarme; deßhalb waren seine Kleider in dieser Gegend dem Hofrath zu kurz. Doch breite Manschetten füllten ziemlich anständig die Lücke. Auch suchte sich der schlaue gräfliche Leibschneider bei dem mächtigen Großvezier dadurch einzuschmeicheln, daß er an der Stelle, wo die beiden ähnlichen Gestalten von einander abwichen, das Maaß überschritt. Darum schlotterte der arme Graf immer, zu aller Menschen

Verwunderung, mit ungeheuer langen Aermeln herum, die auch nothwendig groß seyn mußten, weil ihm sein Staatsminister immer viel darauf zu binden und zu heften hatte.

Auf andern Schleichwegen gelangte Herr Spitzkopf zum Besitz goldener Dosen, kostbarer Ringe, und mehrerer solchen Kleinode, die er leidenschaftlich liebte, wenn er sie, ohne baares Geld, für Schmeicheleien oder Schelmstücke einhandeln konnte.

Als er nun im Hause des Amtsverwalters seinen ersten Besuch machte, zog er wie ein fürstlicher Bräutigam ein; doch die Aufnahme entsprach nicht seiner Erwartung. Ein unsichtbarer Läufer, der Ruf, war ihm voran gegangen, und hatte schon ihn und seine Verdienste der Gegend umher gemeldet: daher war Gerhard bereits unterrichtet, was für einen Vogel er vor sich sah, und betrug sich gegen ihn mit der höflichen Zurückhaltung, die ein rechtschaffener Mann gegen zweideutige Menschen beobachtet. Auch bei Lottchen machte die gezierte Sprache eines altmodischen Hofschranzen, womit der angehende Freier das natürliche Landmädchen umschmeichelte, durchaus kein Glück, und ward nur mit den nothdürftigsten Worten erwiedert. Am freundlichsten benahm sich die Frau Amtsverwal-

terin. Sie hatte eine unverwüstliche Ehrfurcht gegen Titel und schöne Kleider, ungeachtet sie von ihrem Gatten seit langen Jahren darüber geschraubt wurde. Es war ihr, wie sie mit zahllosen Verneigungen betheuerte, eine unaussprechliche Freude und Ehre, den Herrn Hofrath unter ihrem Dache zu sehen. Dabei trug sie die köstlichsten Erfrischungen, die sie im Hause hatte, mit gutmüthiger Behendigung auf. Herr Spitzkopf machte sich aber aus der Gunst der Geschäftigen Martha nicht viel. Er bemerkte bald, daß sie nicht, wie andere kluge Frauen, den Hauszepter in den Händen hatte, und daraus schloß er, daß auch bei der Bräutigamswahl ihre Stimme wenig gelten werde.

Zweites Kapitel.

Ein Kleeblatt anderer Freier.

Der welterfahrene Mann wußte bei dem allen, daß kein Baum auf den ersten Hieb fällt. Darum beschloß er muthig, die Axt nicht sogleich sinken zu lassen. Er spürte der Quelle von Lottchens Kaltsinn nach, und vernahm mit Verdruß, daß sie noch drei andere Freier habe.

Einer derselben war Herr von Finkenbusch, im Scherz der Finkenritter genannt. Er hatte bei der leichten Cavallerie gedient, war noch jung, war wohlgebildet, und machte sich, wenn man ihm einigen Vorwitz und Ahnenstolz übersah, in Gesellschaften beliebt. Er wäre vielleicht recht unartig und übermüthig gewesen, wenn ihn nicht die Armuth im Zügel gehalten hätte. Nur einige hundert Thaler bekam er jährlich aus dem väterlichen Stammgute, das seinem ältern Bruder, nach Familienverträgen, zugefallen war. Der apanagirte Prinz hatte zwar auch freie Wohnung in

der Ahnenburg: er befand sich aber dabei in mancher unbequemen Abhängigkeit von dem regierenden Herrn, mit welchem er beständig in Zwiespalt lebte. In noch unangenehmern Verhältnissen stand er mit verschiedenen Hebräern, denen er papierene Schwerter in die Hände gegeben hatte, womit sie ihn rastlos verfolgten. Aus diesem Gedränge sollte ihn Lottchen retten. Er war ihrer nicht ganz unwerth, weil er nicht, wie Spitzkopf, bloß ihre Habe, sondern auch ihr edleres Selbst schätzte. Allein sie liebte ihn nicht, und die Aeltern tadelten an ihm, daß er kein guter Wirth sey. Nur sein alter Adel stach der Mutter in die Augen. Sie hätte gern, bei vortheilhaftern Umständen, ihre Tochter zu einer Edelfrau erhoben.

Ein anderer Verehrer des lieben Mädchens war Doctor Schnurrpfeifer, der seine ärztliche Laufbahn als Pickelhering eines Marktschreiers begonnen hatte. Er war fünfzehn Jahr alt und vater- und mutterlos, als er einst mit seinen Gesellen auf einem öffentlichen Platze spielte, und einen kurz vorher gesehenen Harlekin nachäffte. Da rief ihn ein fremder Mann, der mit einer großen Perücke aus einem Gasthofe heraus sah, zu sich herauf und sagte: „Knäblein, du hast Anlage zum Possenspiel! Willst du mir, dem

weltberühmten Doctor Kalterfello, als lustige Person dienen?" — Die Sache ward richtig. Der junge Hanswurst zog mit seinem Herrn einige Jahre lang von Markt zu Markt, lockte mit seinen Schnurren viel Volk an die Bühne, und lernte selbst ein wenig quacksalbern. „Söhnlein!" sprach eines Tages Kalterfello, „mein Eifer, der leidenden Menschheit zu dienen, spornt mich nach Amerika. Dort wüthet das gelbe Fieber, das niemand als ich bändigen kann. Ich habe einen Balsebalg erfunden, womit ich über das atlantische Meer blasen, und alle die kleinen giftigen Thierlein in der Luft tödten will, die jene Pestilenz erzeugen. Ich verspreche mir eine königliche Belohnung, und es soll auch dir an Glück und Ehre nicht mangeln, so du mich über's Meer begleitest." — Schnurrpfeifer hatte dazu keine Lust; er blieb in Deutschland. Aber Kalterfello schiffte wirklich nach der neuen Welt, und die Zeitungen meldeten vor ungefähr zwanzig Jahren aus Philadelphia, daß er sich dort durch einen öffentlichen Anschlag zur heilbringenden Handhabung seines Blasebalges erboten habe. Der dienstlose Possenreißer fand indessen Gönner und Wohlthäter, die sich seiner annahmen. Sie ließen ihn Medicin studieren, und er ward ein halb und halb geschickter Arzt. Als solcher

ging er im Hause des Amtsverwalters aus und ein, und verliebte sich in Lottchen. Er hatte gelesen, es sey irgendwo ein uraltes Denkmahl aufgefunden worden, dessen Inschrift melde: daß ein gewisser Hermippus, ein Römer, durch den Anhauch junger Mädchen sein Leben auf Einhundert und funfzehn Jahre gebracht habe. Dieses anmuthige Hausmittel gefiel dem Herrn Doctor besser als alle andere, die Hufelands Werk über die Kunst, das menschliche Leben zu verlängern, empfiehlt. Er lechzte deßhalb nach Lottchens Küssen. Aber das harte Mädchen versagte ihm die süße Arzenei, so oft er sie einnehmen wollte.

Das Kleeblatt der Freier schloß der Rittergutsbesitzer Rammel, ein stammhafter Mann, der in der Dicke seines Körpers eben so ausschweifte, als Spitzkopf in der Magerkeit. Ein gewöhnlicher Stuhl war ihm zu schmal; er schob, wo es sich thun ließ, drei zusammen, setzte sich auf den mittelsten, und deckte und belastete zugleich die halbe Breite der Nebengehülfen. Er war ein tüchtiger Landwirth, lebte ganz seinem Fache, und hatte sonst für nichts Sinn und Gefühl. Einmals freute sich Lottchen über den Gesang einer Nachtigall, und fragte ihn, ob er nicht auch Vergnü-

gen dabei empfinde. „Nee, Mamsell!“ sprach er lachend: „ich höre lieber meine Ochsen brüllen.“ — Seine schwächste Seite war der Aberglaube. Ein altes Buch, die gestriegelte Rockenphilosophie, wäre für ihn, wenn er außer dem Wirthschaftskalender etwas hätte lesen wollen, ein erbauliches Werk gewesen. Tausend natürliche Zufälle, die jedem Menschen begegnen, hielt er für böse Vorzeichen, und ängstigte sich wie ein Kind. Uebrigens war er eine ehrliche Haut, und deßwegen in Gerhards Hause wohlgelitten. Die Aeltern hätten ihn gern zum Eidam gewählt; sie nöthigten ihn aber der Tochter nicht auf, und Lottchen war eben so kalt gegen ihn, als gegen die Andern, die sich um ihre Gunst bewarben.

Drittes Kapitel.

Der Hauptfeind.

Seinen Nebenbuhlern den Rang abzulaufen, war Spitzkopfs Dichten und Trachten. Er fing damit an, daß er, wie ein kluger Feldherr, der Feinde Schwächen ausspähte. Des Finkenritters Furcht vor den Jüden und Rammels Aberglaube waren weit und breit bekannt; es kostete folglich keine Mühe, davon Wind zu bekommen. Nicht so leicht ließ sich ein Splitter im Auge des Doctors entdecken: denn seinen ehemaligen Harlekinsstand, worin er sich dem fernen Auslande gezeigt hatte, hielt er in seiner jetzigen Wohngegend sorgfältig geheim. Aber zufälliger Weise war Spitzkopf so glücklich, daß ihm ein klatschhafter Reisender das Geheimniß verrieth.

Er sann nun auf Ränke; doch das Kleeblatt der Nebenbuhler war vierspaltig, und das erfuhr er erst jetzt. Sein gefährlichster Gegner war ein braver und in der Nähe von Weidenbach begüterter junger

Mann, Namens Ewald, der aber hundert Meilen weit, als Freiwilliger, in den Krieg gezogen war, und seit langer Zeit keine Nachricht von sich gegeben hatte. Lottchen und seine Freunde waren sehr bekümmert um ihn. Sie befürchteten, daß sich der muthvolle Jüngling zu tief ins Feuer gewagt habe, und nicht mehr am Leben sey.

Ist er nicht todt, dachte Spitzkopf, so muß er todt geschlagen werden, soll's auch nur mit der Zunge geschehen! —

Diese Tödtung unternahm sein sogenannter Kammerdiener Fuchsbalg, ein listiger Gauner, der in der weiland beherrschten Grafschaft, als Kundschafter und Angeber, gute Dienste geleistet hatte. Er verschaffte sich einen alten Soldatenrock, schnitzte sich Krücken, umhüllte die Beine mit dicken Binden, und humpelte so eines Abends, indem die Eulen und Fledermäuse ausflogen, in Gerhards Haus. Aechzend bat er, als ein zum Krüppel geschossener Vaterlandsvertheidiger, um eine Gabe. Die Familie versammelte sich um ihn, und er log, als wenn es gedruckt wäre. Er war bei allen Gefechten und Schlachten, die er aus den Zeitungen richtig anzugeben wußte, mit im Kampfe gewesen, endlich aber hatte eine Kartätsche

seinen Heldenthaten ein Ziel gesetzt. „Ach! meine werthesten Herrschaften!“ fuhr er fort, „das war eine fürchterliche Schlacht! Tausende wurden vor meinen Augen niedergeschmettert! — Mir zur Seite fiel unter andern ein junger, liebenswürdiger, in hiesiger Gegend wohnhaft gewesener Mann, den Sie wohl kennen werden: er hieß Ewald.“ —

Und als er diesen Namen aussprach, sank Lottchen ohnmächtig zu Boden. Bestürzt hoben die Aeltern sie auf, und brachten sie in ihr Zimmer. Der Vater eilte zurück, verhörte den Unglücksboten genau, erhielt einen umständlichen Bericht, der alle Zweifel entfernte, und entließ den Gaudieb mit einem Geschenke.

Als Lottchen wieder zu Sinnen kam, entdeckte sie den Aeltern, daß sie den wackern Ewald geliebt, und sich am Tage der Scheidung mit ihm verlobt habe. Die guten Alten tadelten mit sanften Worten die Heimlichkeit dieser Verbindung, der sie kein Hinderniß in den Weg gelegt hätten, weil Ewald ganz ein Mann nach ihrem Herzen war.

Viertes Kapitel.

Die Wegelagerung.

Aber was half dem Hofrath der Todtschlag des Bräutigams? Er gewann damit keine gegründete Hoffnung, die hinterlassene Braut zu erben. Jene drei Mitwerber machten nun desto mehr Ansprüche, und zeigten sich fleißiger als jemals in Weidenbach. Aber sie theilten insgesammt mit dem Hofrath den Verdruß, daß sich die traurende Halbwittwe so oft als möglich ihrer Gesellschaft entzog. Sie wurden gewöhnlich ins Tabaksstübchen des Amtsverwalters geführt, und die Frauenzimmer ließen sich entweder gar nicht oder nur auf Augenblicke dort sehen.

Es war daher den sämmtlichen Herren, die, wie der Fabelkönig Ixion, statt der geliebten Juno nur die Wolken des Schmauchzimmers umarmten, äußerst angenehm, daß während dieser betrübten Zeit in einer nahen Mittelstadt ein Jahrmarkt einfiel, der von der ganzen umliegenden Landschaft, wie ein heiliger Wall=

fahrtsort, besucht ward, und auch dießmal von Lottchen und ihren Aeltern nicht versäumt werden sollte. Kaum hörten das die Freier, so entschloßen sie sich ebenfalls zur Hinreise, und sandten Eilboten in die Marktstadt, um sich im Gasthofe zum goldenen Löwen, wo Gerhard gewöhnlich abstieg, eines bequemen Unterkomlnens zu versichern. Aber drei derselben ahnten nicht, daß der vierte damit umging, sie dort vor Lottchens Augen zu beschämen und lächerlich zu machen.

Diesen hämischen Vorsatz begünstigte einiger Maßen der Zufall, welcher den Doctor Eulalius, einen frechen Marktschreier, der ursprünglich Eule hieß, auf der Reise zum Jahrmarkte durch das Dorf führte, wo Spitzkopf seine Residenz als Lehn= und Gerichtsherr aufgeschlagen hatte. Er ließ ihn aus dem Wirthshause zu sich einladen und fragte ihn, ob er den Doctor Schnurrpfeifer, den ehemaligen Harlekin des berühmten Kalterfello, kenne. Eulalius sagte Nein. Das war dem Hofrath nicht erwünscht; dennoch verabredete er mit dem Quacksalber einen Schelmstreich, dessen Ausführung das nächste Kapitel enthalten wird.

Wegen des Finkenritters traf er Abrede mit einem verschmitzten Juden, der sich in einem nahen Städtchen aufhielt, und immer auf den Beinen war, um

mit den nachbarlichen Landbewohnern Handels= und Wuchergeschäfte zu machen.

Aber die stärksten Bolzen wurden gegen den dicken Mann gedreht, weil er, von Lottchens Aeltern begünstiget, unstreitig die beste Aussicht hatte, den Sieg über seine Nebenbuhler davon zu tragen. Er sollte deßhalb ganz abgeschreckt werden, zum Jahrmarkte zu reisen; und gelänge das nicht, so wußte man schon Mittel und Wege, ihn dort in lustige Verlegenheiten zu bringen.

Der abergläubige Schächer hielt es für das Anzeichen eines unglücklichen Tages, wenn ihm des Morgens beim Ausreiten ein altes Weib mit einem Spinnrocken begegnete oder über den Weg schritt. Er kehrte dann sogleich um, und blieb voll Erwartung der Dinge, die da kommen sollten, in seinen vier Pfählen. Das wissend, beschloß der Hofrath, die Gestalt einer solchen Unglücksspinnerin anzunehmen, und die feige Memme ins Bockshorn zu jagen. Er verließ sich darauf, daß Rammel, der ihn nur einige Mal in Weidenbach gesehen hatte, nicht pfiffig genug sey, ihn unter der Vermummung zu kennen.

Mit Anbruch des Markttages kleidete er sich in die Lumpentracht eines armen Hirtenweibes, entstellte sein Gesicht durch ein Augenpflaster, gürtete sich einen Spinnrocken an den Leib, verhüllte diesen Putz mit einem Mantel, setzte sich mit seinem Kammerdiener zu Wagen, und lenkte die Pferde selbst, um nicht durch den Kutscher verrathen zu werden. Sie fuhren stracks in einen dichten, von Rammels Gute bis zur Stadt hinlaufenden Wald. Da warf der Hofrath den Mantel ab, stieg aus, und lauerte, wie ein Strauchdieb, am Wege.

Es währte nicht lange, so kam Herr Rammel, in einem grünen Kleide mit goldenen Tressen, auf einem mächtigen Schimmel geritten. Hinter ihm trabte Thomas, sein Reitknecht, der zu dieser wichtigen Reise eine neue gelbe Jacke und einen blauen Federbusch auf den Hut bekommen hatte. Herr und Diener schwatzten traulich mit einander. Plötzlich hinkte Spitzkopf, als wäre das linke Bein um eine halbe Elle zu kurz, aus dem Gebüsch hervor, wiegte sich spinnend quer über die Straße, sah schmunzelnd am grünen Reiter hinauf und sagte: „Guten Morgen, mein schöner Herr! Glück auf den Weg!“

„Daß dich die Pest!" brummte Rammel zwischen den Zähnen, und lenkte den Schimmel um. „Wo wollen Sie hin?" fragte Thomas. „Nach Hause!" sprach sein Herr. „Sahst du nicht die alte Drude über den Weg gehen? und sogar spinnend gehen? Sie spinnt mir einen unglücklichen Tag." —

„Ei, glauben Sie solch Zeug nicht!" rief Thomas. „Der Teufel weiß aber auch, was die fremde Hexe hier zu schaffen hatte!"

„Sieh, dort steht sie noch, und glupt uns an!" sagte Rammel.

„Warte, du Unhold!" schrie der Knappe, gab seinem Gaul die Sporen, und verfolgte mit knallender Peitsche die fliehende Hexengestalt, die sich geschwind in ein Dickicht warf, wo er ihr zu Pferde nicht beikommen konnte. Er wollte absitzen, um sie zu Fuß anzugreifen; doch er sah seinen Gebieter heimwärts reiten, und das konnte er nicht geschehen lassen, weil er seinem Mädchen ein seidenes Band und einen Pfefferkuchen in der Stadt zu kaufen versprochen hatte. Fluchend jagte er zurück, fiel dem Schimmel in den Zügel, und zwang so, mit Beihülfe kräftiger Worte, seinen muthlosen Herrn, die Marktreise fortzusetzen.

Als die Reiter vorüber waren, kroch Spitzkopf aus

dem Versteck hervor, eilte zu seinem Wagen, und fuhr im schärfsten Trabe nach der Stadt, um dort die vorhabenden Ränke zu spielen, und besonders den Herrn Rammel dafür zu strafen, daß er seinem Stallknecht mehr als der warnenden Spinnerin gehorcht hatte.

Fünftes Kapitel.

Der Marktschreier.

Gegen Mittag waren alle Freier im goldenen Löwen versammelt; und wie sich um einen Planeten seine Trabanten bewegen, so umgaben Jene ihre Sonne, die zwar bisweilen aus Trauerwolken hervor lächelte, aber keinen ihrer Anbeter mit Liebes- und Hoffnungsstrahlen erfreute.

Der Hofrath verbarg sorgfältig den Schalk im Busen. Er war gegen seine Nebenbuhler ganz Freundschaft, ganz Ergebenheit, küßte und umarmte einen nach dem andern, sagte jedem etwas Angenehmes, und unterhielt sich sogar mit dem ihm besonders verhaßten Dicken eine halbe Stunde lang von der Kälberzucht.

Vater Gerhard, dem gleich bei seiner Ankunft ein vortheilhaftes Geschäft glückte, ward dadurch heiterer und geselliger, als er es in der Regel zu seyn pflegte. Er aß in Gasthöfen gewöhnlich auf seinem Zimmer; doch dießmal ließ er sich überreden, an der öffentlichen

Wirthstafel zu speisen. Die Freier bemächtigten sich der Plätze in Lottchens Nachbarschaft. Einige andere Gäste, die sich da schon niedergelassen hatten, mußten den Bitten der Zudringlichen weichen. Doch nur der rasch unternehmende Finkenritter eroberte einen Stuhl neben Lottchen. An der andern Seite saß der Vater, und natürlicher Weise hatte niemand das Herz, ihn um Abtretung seiner Stelle zu ersuchen.

Die Gesellschaft war fröhlich und guter Dinge. Der Doctor belustigte sie mit Harlekinaden, die ihm noch immer von seiner Jugend her anhingen. Sie waren mitunter etwas lahm; doch jedes Witzwort, es mochte klappen oder nicht, belohnte der Hofrath mit Gelächter und Händeklatschen. Diese heuchlerische Geneigtheit war gleichsam die Fallthür, womit er die für den Doctor gegrabene Wolfsgrube bedeckte.

Nach Tische schlug er vor, den Markt zu durchwandeln. Arm in Arm mit Freund Schnurrpfeifer, führte er den Zug zur Bühne des Marktschreiers Eulalius, der ihnen vom hohen Gerüste weit entgegen strahlte. Er trug ein ausgesteiftes Kleid von schwarzem Sammt, mit handbreiter goldener Verbrämung, rothseidene, hoch über die Knie aufgewickelte Strümpfe, weiße Schuhe mit grünen Absätzen, eine bis zu den Hüften herab

wallende Perücke, und sieben oder acht große Schilder und Gnadenmünzen auf der Brust. So ging er mit Pfauenstolz die Breter auf und nieder, spielte mit der Bandschleife seines Degens, oder ließ eine ungeheuere, mit falschen Edelsteinen besetzte Tabaksdose, wie ein Rad, durch die Finger laufen, während Harlekin, in gewöhnlicher Amtstracht, das gaffende Volk mit Spä=ßen unterhielt. Als aber Eulalius die vornehme Ge=sellschaft aus dem goldenen Löwen anrücken sah, fing er, ihr zu Ehren, das Schauspiel wieder von vorn an. Er winkte dem Harlekin, dieser schlug ein paar Wir=bel auf der Trommel, nahm dann sein spitzes Käpp=lein ab, und rief:

Heran, ihr Leute, groß und klein!
Es zog ein Wunderarzt hier ein.
Wenn Er nach einem Pulse greift,
Der Tod gleich, wie ein Hase, läuft.
Wer ewig leben will, komm her!
Mein Herr braucht Geld, sein Sack ist leer.

Bei den letzten Worten stellte sich Eulalius höchst entrüstet, hob drohend die Hand, und sprach mit lang=sam donnernder Stimme:

Schweig, ungewaschnes Maul! Wie magst du dich erfrechen,
So keck und achtungslos von deinem Herrn zu sprechen?
Wär' auch mein Beutel schlaff, du buntgescheckter Tropf,
Nun, desto strotzender von Weisheit ist mein Kopf.
Ich habe Zeugnisse von Königen und Kaisern,
Von afrikanischen und deutschen Fürstenhäusern,
Was für ein Mann ich bin! — ein hochgelahrter Mann,
Der mit Hippokrates sich kühn vergleichen kann. —
Ins Fäustchen muß ich oft berühmter Aerzte lachen,
Die stolz sich blähn, und doch den Kirchhof bucklig machen.
Sie schlagen nach dem Tod, und treffen die Natur,
Dann geht des Kranken Weg hinaus zur Todtenflur.
Doch Kraft und Leben strömt aus meinen Wunderpillen,
Die manchen Herzenswunsch noch überdieß erfüllen:
Nimmt heut sie mit Vertraun ein greises Mütterlein,
So wird es morgen jung und schön, wie Venus, seyn.
Insonderheit bin ich ein mächtiger Beschirmer
Vor den Empörungen der innerlichen Würmer,
Und wenn ein böser Zahn der Menschen Ruhe stört,
Husch! brech' ich ihn heraus, wie man die Hand umkehrt.
Mir dankten Tausende dafür mit Freudenthränen,
Und Fässer hab' ich voll von ausgehobnen Zähnen.
Halloh! ist jemand hier, den solch ein Uebel drückt?
Er traue meiner Hand, sie hilft ihm sehr geschickt.

Er schwieg jetzt, und seine Augen hefteten sich starr auf den Doctor. So war es verabredet. Spitzkopf

hatte gesagt: „Den ich am Arme führe, der ist's!“ Aber Eulalius geberdete sich, als erblickte er von ungefähr einen alten Bekannten. „Ist's möglich!“ rief er, und trat mit ausgebreiteten Armen einen Schritt zurück. „Hab' ich nicht die Ehre, den Herrn Doctor Schnurrpfeifer vor mir zu sehen?“

Bestürzt und erröthend schielte der Doctor nach Lottchen, ob sie die unangenehme Ueberraschung bemerke. Leider war dieß der Fall! Da nahm er sich zusammen, und sagte beherzt: „Ich wüßte nicht, daß wir uns kennten, mein Herr! Lassen Sie sich in Ihren Geschäften nicht stören!“ Hiermit kehrte er dem Zahnbrecher den Rücken, und zog den Hofrath am Arme fort.

Sechstes Kapitel.

Der Kehraus.

Eulalius hatte dem Doctor eine Hummel in den Kopf gesetzt, die unabläſſig darin rumorte. Er mochte denken und thun, was er wollte, er konnte sie nicht wieder los werden. Es ärgerte ihn über alle Maßen, daß ihm eben jetzt ein solcher Streich begegnete, da er sich einen frohen Abend versprochen und kostspielige Zurüstungen dazu gemacht hatte. Er wollte der Gesellschaft ein prächtiges Nachtessen geben; sie war schon dazu eingeladen, und für ihn ein Platz neben Lottchen mit einem Zettel belegt. Aber wie konnte er das vorbereitete Glück mit Ruhe genießen? Er sah voraus, daß man ihn über seinen Verkehr mit dem Marktschreier von allen Seiten befragen, und so sein böses Gewissen, daß er selbst auf einer Storgerbühne gegaukelt hatte, in rastloser ängstlicher Bewegung erhalten würde.

Indessen ging alles besser, als er dachte. Die

Frauenzimmer waren auf dem Markte glücklich im Einkauf gewesen, kamen vergnügt zurück, legten die erhandelten Waaren zur Schau aus, ließen die Herren den Preis rathen, und lachten herzlich, wenn eine unverständige Schätzung erfolgte. Bei diesem Räthselspiele bestand niemand schlechter als Herr Rammel, der von den Putzsachen, deren Werthbestimmung man ihm abnöthigte, wie der Blinde von der Farbe urtheilte, und folglich am meisten ausgelacht wurde.

Gleichen Lohn erwarb er sich durch eine Spielsache, die er Lottchen als Jahrmarktsgeschenk verehrte. Sie bestand in einer kleinen Schäferei. Schneeweiße Lämmlein weideten auf einer grünen Aue, in deren Mitte ein schönes Haus stand, aus welchem so eben der glückliche Besitzer, ein sehr dicker Mann, heraus trat. Er führte seine junge Gemahlin am Arme, zeigte mit der Hand auf die Schäflein, und aus seinem Munde flatterte ein Zettel, mit den Worten: „Sieh, Weibchen, das alles ist unser!“ — Die Nutzanwendung, die Herr Rammel dabei im Sinne hatte, war leicht zu errathen, und er mußte von seinen Nebenbuhlern viel verblümten Spott darüber dulden.

Unter solchen Scherzen verfloß die Zeit bis zum Essen, ohne daß jemand des Marktschreiers erwähnte.

Mit jeder Minute stieg Schnurrpfeifers Hoffnung, daß über das Ding schon Gras gewachsen sey. Ziemlich wohlgemuth führte er daher seine Gäste in das Zimmer, wo er hatte decken lassen, um nicht in der allgemeinen Wirthsstube vor Krethi und Plethi zu tafeln.

Er strengte sich während der Mahlzeit möglichst an, das Gespräch in beständiger Fluth zu erhalten, damit nicht, bei eintretender Ebbe, der Zahnbrecher Eulalius aus dem seichten Grunde heraus geklaubt werden möchte. Das zu verhindern gelang ihm eine Weile vollkommen. Doch den Finkenritter verdroß es von ihm, daß er, unbescheiden als Wirth, einen der beiden schönsten Tafelplätze, nämlich an Lottchens Seite, selbst in Besitz genommen, und den zweiten, aus Dankbarkeit für das mittägige Beifallsgelächter, dem Hofrath zugetheilt hatte. Das heischte Rache, und der Eifersüchtige nahm sie. „Aber, Herr Doctor!" rief er plötzlich überlaut: „was für einen Wortwechsel hatten Sie denn auf dem Markte mit Ihrem Collegen?" —

„Mit meinem Collegen?" — versetzte Schnurrpfeifer. „Ich verzeih' Ihnen diesen Ausdruck. Den Pfuscher aber kenn' ich nicht, und es ist mir unbegreiflich, wie er meinen Namen erfahren hat."

„Das will ich Ihnen erklären, lieber Doctor!" fiel

der Hofrath freundschaftlich ein. „Dergleichen Windmacher und Abenteurer spüren allenthalben, wo sie den Fuß hinsetzen, die Namen der dort lebenden berühmten Männer aus, und machen dann allerlei Mißbrauch davon. Das gehört mit zu den Leiden der Berühmtheit! Die Strahlenkrone des Ruhmes glänzt, sie brennt aber auch.“ —

Diese behagliche Schmeichelei wollte Schnurrpfeifer eben beantworten, als heftig an die Thür geklopft wurde. Er sprang auf, öffnete sie, und erblickte mit höchster Unlust den Doctor Eulalius, der ihm einen tiefen Reverenz machte, und sich dann, nebst seinem Harlekin, unaufhaltsam ins Zimmer drängte. „Mein werthester Herr Doctor,“ sprach er mit brausender Stimme, „ich gebe mir die Ehre dieses Besuchs bloß in der Absicht, mich bei Ihnen wegen meiner heutigen Anrede zu rechtfertigen. Sie beliebten zu sagen, wir kennten uns nicht, und auf Ihrer Seite mögen Sie Recht haben; ich aber kenne Sie seit länger als zwanzig Jahren; ich sah Sie am Rhein und am Main, am Neckar und an der Mosel, und war überall ein lebhafter Bewunderer Ihres komischen Talents, das unter dem Panier des großen Kalterfello ruhmwürdig glänzte.“

„Sie irren sich ganz in meiner Person!" stammelte Schnurrpfeifer.

„O, das sagen Sie nur aus Bescheidenheit, um mein gerechtes Lob von sich abzulehnen!" rief Eulalius, und warf sich eigenmächtig auf einen Stuhl, den ihm niemand angeboten hatte. „Der unsterbliche Kalterfello," fuhr er fort, „war mein Lehrer, mein Vorbild, mein Abgott. Ungekannt und unbemerkt von dem hochgefeierten Manne, folgt' ich ihm von Ort zu Ort, wo er sich auf öffentlichen Schaugerüsten sehen und hören ließ; ich studierte seine Mienen, seine Geberden, seine ganze Rednerkunst, verwandelte meine Beobachtungen in Saft und Blut, und bracht' es endlich dahin, daß ich, wie Sie heute werden bemerkt haben, mein erhabenes Muster fast erreiche."

„Ich kann durchaus davon nicht urtheilen," sagte Schnurrpfeifer hitzig und schnöde.

Doch, wie taub, sprach Eulalius fort: „Ich bedaure nur, daß mir es niemals glückte, einen gewandten und witzigen Schalksnarren aufzugabeln. Dergleichen geschickte Lockvögel sind zum Gimpelfang unentbehrlich. Aber mein Riepel, den ich Ihnen hier vorzustellen weder Vergnügen noch Ehre habe, ist ein dummer, hölzener Peter." — Mit diesen Worten schleuderte

er seinen Bajazzo, der demüthig an der Thüre stand, vor den Doctor hin und sagte: „O Kaspar! Kaspar! wie glücklich wären wir beide, wenn ich dir nur einen Funken von dem Geiste dieses Mannes einhauchen könnte! Folge seinen Fußstapfen! Werde dereinst ein berühmter Arzt wie Er, der vor Zeiten war, was du bist!“ —

Wüthend packte jetzt Schnurrpfeifer den Charlatan bei der Brust, schwang und drehte ihn gewaltsam zur Thür hin, und warf ihn hinaus. Eulalius sträubte sich gegen diesen Ringeltanz und Kehraus nicht sonderlich ernsthaft; denn sein Geschäft war vollendet. Der Riepel ergriff sogleich, als der Tanz los ging, die Flucht, und ließ die Thür hinter sich offen, damit sein Herr mit Bequemlichkeit hindurch walzen konnte.

Mit kochendem Blute kehrte Schnurrpfeifer an seinen Platz zurück, und erklärte den Marktschreier für wahnsinnig. „Dafür halt' ich ihn selbst!“ sagte Gerhard, mit einem ernsten Strafblick auf das schadenfrohe Lächeln des Finkenritters. „Und was wär's denn, wenn auch des Kerls giftiges Geschwätz einigen Grund hätte?“ setzte der wackre Mann hinzu. „Es ist albern und schurkisch, verdienstvollen Leuten ihre Herkunft vorzurücken. Ehre dem, der sich auf eine redliche Art aus

dem Staub' erhob! Ein edler Wein, der sogenannte Strohwein, gewinnt seine Lieblichkeit dadurch, daß die Trauben, ehe sie gepreßt werden, einige Wochen auf Stroh liegen: — eben so reift auf dem Stroh der Armuth mancher treffliche Mensch, und ein solcher verdient wahrlich mehr Lob und Bewunderung als ein Anderer, den das Glück auf Schwanenbetten wiegte, und dem es von Jugend an alles in die Hände gab, was er zum bequemen Anbau seines Geistes bedurfte." —

So sprach der Biedermann, und ehrerbietig hörte man ihm zu. Der Doctor hielt es für rathsam, sich nicht weiter über die Sache zu äußern. Spitzkopf nannte den Marktschreier, als er hinaus geworfen war, einen nichtswürdigen Schuft, und freute sich im Stillen des durch ihn erhaltenen Sieges. Denn es schien ihm unfehlbar, daß Lottchen sich von nun an den Doctor beständig im bunten Jäckchen und in der Narrenkappe vorstellen, und einen solchen Galan nimmermehr heirathen werde.

Siebentes Kapitel.

Das Gespenst.

Nach Tische lud Herr Rammel, um dem Doctor nicht nachzustehen, die Gesellschaft auf den folgenden Morgen feierlich zum Frühstück ein. Hierauf wurden die Nachtquartiere bezogen. Es mußten, da es an Raum gebrach, zwei und drei Personen, jedoch in gesonderten Betten, beisammen schlafen. Die dazu bestimmten Gemächer stießen an einander. Ins erste vorn an lagerte sich Herr Rammel mit dem Pfarrer seines Dorfes, der noch spät angekommen war, um den Markt, der zwei Tage dauerte, zu besuchen. Im nächsten Zimmer mußten sich der Doctor und der Finkenritter, ungeachtet sie über Tische uneins geworden waren, mit einander vertragen. Das dritte Gemach nahm Gerhard mit den Seinigen ein. Der Hofrath erbat sich vom Wirth ein abgelegenes Hinterstübchen, unter dem Vorwande, daß er einen sehr leisen Schlaf

habe, und durch das Straßengetümmel in seiner Ruhe gestört werde.

Aber der eigentliche Zweck dieser Absonderung war ein Spuk, den er dem abergläubigen Rammel spielen wollte. Er hatte dazu ein großes, blendend weißes Tuch mitgebracht, und sich schon zu Hause geübt, es zu einer schreckbaren Mummerei zu gebrauchen. Wenn er sich darein hüllte, und es mit seinen langen ausgestreckten Armen über den Kopf hob, erschien er als ein gewaltiger Riese: ließ er aber die Arme sinken, duckte sich nieder, und wandelte mit gebogenen Knien, so ward er ein dicker Zwerg, der einen Schweif von sechs Ellen hinter sich her schleppte.

Nach Mitternacht, da sich kein Laut im Gasthofe mehr regte, schlich er als Gespenst aus seiner Klause hervor, ging auf den Zehen zu Rammels Schlafstube, legte das Ohr an die Thür, und hörte mit Vergnügen, daß zwei Nasen um die Wette musicirten. Behutsam öffnete er nun die Thür mit einem Nachschlüssel, und trat in die mondhelle Stube. Seine Falkenaugen suchten sogleich Rammels hirschlederne Beinkleider. Sie lagen groß und breit auf zwei Stühlen. Schnapp! hatte er sie weg, und verbarg sie unter den Spukmantel. Dann trat er ans Bett ihres Herrn, rüttelte

ihn aus dem Schlafe, machte sich bald zum Riesen, bald zum Zwerge, und heulte wie eine Rohrdommel: „Ich bin die abgeschiedene Seele deiner getreuen Anne Liese.“

Herr Rammel fuhr wie ein wilder Eber, den bellende Rüden in seinem Lager überfallen, aus den Federn empor, sah den Mummel zu seinen Häupten, sprang mit dem Stoßseufzer: „Alle gute Geister loben Gott, den Herrn!“ aus dem Bette, und riß und stieß, von dem Gespenste verfolgt, die Thür der Nebenstube auf, um zu seinen Nachbarn zu flüchten. Sie erwachten und glaubten, es brächen Räuber ein. Entschlossen feuerte der Finkenritter eine blind geladene Pistole ab. Das Gespenst machte sich aus dem Staube, während Rammel, durch den Schuß von neuen erschreckt, Gerhards verschlossenes Gemach, wie ein Mauerbrecher, erstürmte. Schloß und Riegel wichen seinem gewaltsamen Anprall: er fiel mit der Thür ins Zimmer, warf eine hohe, die Ruhestelle des Ehepaares umgebende spanische Wand um, raffte sich schnell wieder auf, stürzte sich in blinder Angst auf Lottchens Bett, und wollte sich unter die Decke verkriechen. Schreiend kämpfte das keusche Mädchen dagegen. Der Vater kam ihr eilig zu Hülfe. Er kannte bis jetzt den eingebrochenen

Gast noch nicht; als er ihn aber ergriff, um ihn von der unschicklichen Freistätte wegzureißen, da verrieth ihm die seltene Wohlbeleibtheit, die er in die Hände bekam, daß er niemand anders als den Nachbar Rammel gefaßt habe. Er schob ihn vor allen Dingen ein wenig unsanft aus dem Zimmer, warf sich in seinen Schlafrock, und eilte zur Untersuchung der wunderbaren Geschichte.

Indessen hatte der Schuß das ganze menschenvolle Haus in Bewegung gebracht. Männer, Weiber und Kinder, meistens im blanken Hemde, drängten sich herbei. Hofrath Spitzkopf war nicht der letzte. Er kam, mit der Miene der ängstlichsten Neugier, in einem seidenen Caftan gelaufen, und überschrie Alle mit der Frage, was für ein Unglück geschehen sey.

Der Pfarrer, der seinen braunen Regenmantel geschwind umgeworfen und die Perücke etwas schief aufgesetzt hatte, vertrat der andringenden Menschenherde die Thür, und sagte: „Gehen Sie unbesorgt, meine werthesten Anwesenden, zu Ihren Ruheplätzen zurück! Es ist durch einen Zufall, den wir uns selbst noch nicht erklären können, ein bloß mit Pulver geladenes Gewehr losgegangen, hat aber, dem Himmel sey Dank!

niemanden ein Haar gesengt. Wir alle, die hier freund-nachbarlich schlafen, sind frisch und gesund.“

Das Volk entfernte sich schweigend. Selbst der Gastwirth, so verdrießlich ihm auch der nächtliche Tumult war, unterstand sich keiner weitern Nachforschung, um seine vornehmen Gäste nicht zu beleidigen. Aber diese versammelten sich jetzt, bei verschlossenen Thüren, vor Rammels Bette, und verhörten ihn scharf. Er wußte nichts anders zu sagen, als daß ihm ein Geist erschienen sey, und sich für die abgeschiedene Seele eines vor kurzer Zeit auf seinem Gute verstorbenen Dienstmädchens ausgegeben habe. „War die Selige jung und hübsch?“ fragte der Finkenritter. „Sie war beides!“ sagte der ehrliche Rammel, und zog sich damit die Neckerei zu, daß ihn der Ritter und der Doctor eines Liebeshandels mit der verblichenen Dirne beschuldigten. Doch der Hofrath mengte sich nicht in das muthwillige Geschwätz, sondern sagte mit Eifer: man müsse trachten, den frechen Mummelmann auszuspüren, damit er der gerechten Bestrafung nicht entgehe.

Jetzt kam ein niederschlagendes Pulver an, das der Doctor aus der Apotheke verschrieben hatte. Herr Rammel nahm es ein, und seine Freunde verließen ihn mit der Ermahnung, das Frühstück nicht zu verschlafen.

Achtes Kapitel.

Die Braut von Corinth.

Der Ueberrest der Nacht verging ruhig. Doch Herr Rammel konnte nicht schlafen. Er fuhr, wenn nur ein Mäuschen knapperte, vor Schrecken hoch auf, und fürchtete zitternd, sein getreues Mägdlein werde nochmals aus dem Grabe wiederkehren. Der Geisterbanner, der Morgen, war ihm daher höchst willkommen. Er stand, seiner gastfreundschaftlichen Obliegenheit sich erinnernd, hurtig auf, und suchte seine Beinkleider. Da er sie nirgends fand, gerieth er auf den seltsamen Gedanken, daß sie wohl sein Schlafgesell; der Pfarrer, versteckt haben möchte. Er weckte ihn, und bat mit lustigen Worten um Auslieferung seines unentbehrlichen Eigenthums. Aber der ernsthafte Geistliche nahm es fast übel, daß ihm sein Kirchenpatron einen solchen weltlichen Scherz zutraute. Er fragte, da Jener nicht von der Stelle gehen konnte, in den Nebenzimmern und bei dem Hofrathe nach der verschwundenen Noth=

wendigkeit; doch natürlicher Weise kam er mit leeren Händen zurück. Rammel wollte aus der Haut fahren. Er hatte, was der Dieb recht gut wußte, keinen Nothnagel bei sich; und längstens in drei Stunden mußte das Frühstück auf dem Tische stehen, und er, als Wirth, dabei flink auf dem Platze seyn. Das war doch in der That eine verzweifelte Lage!

„O, du ungläubiger Thomas! du unseliger Freigeist!" schrie er seinem herbei gerufenen Reitknecht entgegen. „Sieh, mein Glaube hat sich bewährt! Die alte Spinnerin hat mir Jammer gesponnen!" Er erzählte hierauf das Unglück der Nacht und des Morgens.

Thomas, ein Feind von unnützen Worten, stieß einen kurzen Fluch aus, schoß wie ein Pfeil die Treppe hinab, und setzte mit möglichster Geschwindigkeit den Gasthof in Belagerungsstand. Er verschloß eigenmächtig Pforten und Thüren, stellte einige derbe Kutscher, mit welchen er Abends zuvor Brüderschaft getrunken hatte, als Schildwachen dabei an, ging dann zum Löwenwirth, und sagte ihm: es sey ein wichtiger Diebstahl geschehen, der eine gerichtliche Haussuchung schleunig erfordere.

Der Wirth hätte sich lieber gleich mit dem Bratspieße durchbohrt, als daß er im Laufe weniger Stun-

den die Ehre seines Hauses doppelt verletzt sehen mußte. Um die ärgerliche Geschichte nicht öffentlich kund werden zu lassen, erbot er sich, das gestohlene Gut zu bezahlen. Aber Thomas entgegnete: das helfe nichts, weil sein Herr in kurzer Frist bekleidet erscheinen müsse, und seine Blöße weder mit harten Thalern noch Staatspapieren bedecken könne. Hierauf lief er selbst zum regierenden Bürgermeister, und machte die Sache anhängig.

Die Krämer, die sich im Rachen des goldenen Löwen befanden, wollten rasend werden, daß sie nicht hinaus konnten, um ihre Buden zu öffnen. Sie rotteten sich zusammen, und griffen die Schildwachen thätlich an. Diese wehrten sich mit Stallbesen und Peitschen, und behaupteten ihre Posten. Ein vorwitziger Leinweber bekam die kräftigsten Hiebe. Erboßt sprang er durch ein Fenster auf die Gasse, wiegelte eine Schaar gemeines Volk auf, und unternahm einen Sturm auf das Hauptthor. Aber ein Dutzbruder des Reitknechts goß den Stürmern von oben herab einen Eimer voll Wasser auf die Köpfe, und schlug sie damit in die Flucht. Schimpfend fielen jetzt des Leinwebers Bundesgenossen mit Fäusten und Stöcken über ihn selbst her, weil er sie in ein so schlimmes Bad

geführt hatte. Andere Leute kamen dem überwältigten Manne zu Hülfe. Jeder Augenblick vermehrte die Zahl der Kämpfer. Einer schlug auf den andern, ohne daß er wußte, warum. Das Getümmel wälzte sich die Straße hinab und hinauf; alle Marktbuden, die im Wege standen, wurden umgestürzt; ein allgegemeiner Stadtkrieg war im Ausbruch. Doch zum Glück erschienen die Gerichtspersonen, die Thomas zur Haussuchung herbei gerufen hatte, mit rühmlicher Eilfertigkeit auf dem Kampfplatze, und geboten Frieden. Die Streiter gingen, theils lachend, theils fluchend, aus einander.

Nun schritt man zur Haussuchung. Aber die heilige Justiz kehrte, nach ihrer alten Gewohnheit, nur gegen die Armen das Rauche heraus, und war glatt und geschmeidig gegen die Reichen. Jene mußten alle ihre Bündelchen und Koberchen bis auf den Grund durchwühlen lassen; doch des Hofraths großer Koffer, wo der Hund begraben lag, blieb unberührt. Folglich ward Herr Rammel aus seinem Nothstande nicht gerettet, und mußte noch die mit Sünden verdienten Gerichtskosten bezahlen.

Der christliche Löwenwirth, der gern den Nackten kleiden wollte, ging zu den drei dicksten Männern der

Stadt, und ersuchte sie um Darleihung dessen, was Jenem gebrach. Willfährig reichten sie ihm die Zierden ihres Kleiderschranks, mit welchen sie zum Theil am Traualtar geprunkt hatten; allein Herr Rammel konnte von diesen Prachthüllen keinen Gebrauch machen; er zersprengte sie sämmtlich bei der Anprobe. Nun rief man einen Schneider herbei, der von der ganzen Stadt, wegen seiner Geschwindigkeit im Arbeiten, der Hexenmeister genannt ward. Er sollte das entwendete Kleidungsstück durch ein neues ersetzen, und innerhalb einer Stunde damit fertig seyn. Als sich ihm aber der nothhafte Mann zur Ausmessung vorstellte, gestand der Zauberer offenherzig, daß er bis zum späten Abend Zeit brauche, um ein Werk von solchem Umfange zu liefern. Doch erbot er sich scherzhaft, eine halbe Webe Leinwand, in gehöriger Form, aber mit fliegender Nadel, zusammen zu nähen, und in einer Stunde damit aufzuwarten. Dieser Vorschlag ward, in Ermangelung eines bessern, angenommen, und bald kam noch andere Hülfe. Der regierende Bürgermeister, dem die Natur ein mitleidiges Herz und die standesmäßige Dicke und Breite gegeben hatte, übersandte seinen kostbaren seidenen Bräutigams-Schlafrock, der von so wohlthätiger Weite war, daß sich sogar

Herr Rammel doppelt darein wickeln und seine Blöße recht anständig bedecken konnte.

So häuslich bekleidet, und ritterlich dazu gestiefelt und gespornt, gab er seinen Freunden ein herrliches Frühstück. Wer aber nur jemals den ängstlichen Traum hatte, daß er sich im Schlafrock, oder mit der Nachtmütze, in einer großen, festlich geschmückten Gesellschaft befinde, der wird ungefähr beurtheilen können, wie dem Ehrenmann zu Muthe war. Er wußte sich vor Verlegenheit nicht zu fassen, und das Gespött seiner Nebenbuhler trieb ihn noch mehr in die Enge. Lottchen war in dieser peinlichen Stunde für ihn verloren. Er wagte nicht, sich ihr zu nähern, oder ein Wörtchen an sie zu richten. Auch ihm wichen ihre Augen, die ein innerliches Lachen nicht ganz verläugnen konnten, sorgfältig aus, ungeachtet der entlehnte Schlafrock, der einen großen, bunten Blumengarten darstellte, schon an und für sich verdient hätte, mit Wohlgefallen betrachtet zu werden.

Spitzkopf sang in seinem Herzen ein Triumphlied, daß er den feindlichen Goliath mit der Schleuder der Lächerlichkeit zu Boden geschlagen hatte. Nun gab er ihm noch den Genickfang, indem er ihn mit der verstorbenen Anne Liese hämisch aufzog, und ihm auf dem

Kopf zusagte, daß er dieses Mädchen zärtlich geliebt habe. „Die gute Anne Liese," sprach er, „ist eine zweite Braut von Corinth. Sie entstieg dem Grabe, um mit ihrem Geliebten die Brautnacht zu feiern." — Lottchen, die das Gedicht von Goethe, worauf er anspielte, auswendig wußte, wandte das Gesicht mit einem verächtlichen Blicke, der dem schuldlosen Rammel alle Hoffnung auf ihre Hand entscheidend absprach.

Neuntes Kapitel.

Die Ausforderung.

Gerhard erwiederte die genossenen Bewirthungen durch ein auf seine Kosten veranstaltetes Mittagsmahl. Die ganze Gesellschaft, die wir schon mit einander speisen und frühstücken sahen, war dabei zugegen. Auch des Bürgermeisters Schlafrock mußte mit zur Tafel gezogen werden, weil der reitende Bote, den Herr Rammel auf sein Gut abgefertigt hatte, um einen Stellvertreter des erlittenen Verlustes zu holen, erst gegen Abend wieder eintreffen konnte.

Jetzt, da Spitzkopf nicht Tafel-Quartiermeister war, hatte der Finkenritter das unbestrittene Glück, an Lottchens grüner Seite zu sitzen. Jener sah ihn sogar aus gewissen Ursachen recht gern auf diesem Platze. Er setzte sich gegen über, und freundschaftlicher als jemals unterhielt er sich mit dem Ritter, der, in der Nähe des geliebten Mädchens, aller Sorgen und Manichäer vergaß.

Aber diese goldene Zeit dauerte nur bis zur Ankunft des Bratens. Hinter dem Truchseß desselben schlüpfte ein garstiger, und besonders dem Finkenritter höchst widriger Mann ins Zimmer. Arglistig lächelte sein Judasgesicht aus einer brandgelben, verworrenen Stutzperücke heraus, und ein fingerlanger Ziegenbart spitzte den Keil seines spitzen Kinnes noch schärfer zu. Diese Figur war der Jude Ezechiel, von welchem schon im vierten Kapitel vorläufige Meldung geschah. Er kam, mit einem demüthigen Katzenbuckel, auf den Zehen getrippelt, drehte sich mit behenden Verbeugungen rechts und links, wand sich so, wie eine Schlange, bis zum Stuhle des Herrn von Finkenbusch, blieb da stehen, zog ein Papier aus dem Busen, und hielt es entfaltet in der Hand. Der Edelmann ward roth, so bald er den Israeliten über die Thürschwelle schreiten sah; er stellte sich aber, als wenn er ihn nicht bemerke, und setzte mit anscheinender Gemüthsruhe sein Gespräch mit Lottchen fort. Ezechiel stand fünf Minuten, ohne einen Laut von sich zu geben. Er machte nur Bückling auf Bückling, und rückte zugleich mit dem Papiere immer weiter vor, bis er dem Finkenritter so nahe vor den Augen war, daß er schlechterdings davon

Kenntniß nehmen mußte. Er wandte sich rasch, und fragte: „Was giebts?“

„Ein Wechselchen, ein verfallenes, gnädiger Herr!“ sagte der Jude.

„Verdammter Mauschel!“ rief der Ritter. „Ist hier der Ort zu solchen Geschäften? Das Geld liegt längst auf meinem Gute bereit. Warum kamst du nicht?“

„Halten Sie mir's zu Gnaden!“ versetzte der Jude. „Ich hab' Sie gesucht wie eine Stecknadel — —“

„Das ist eine unverschämte Lüge!“ fiel Herr von Finkenbusch ein, und schalt und prahlte in Einem Athem fort, daß Ezechiel nicht wieder zum Worte kommen konnte.

Lottchen sah während dieses Auftritts vor sich nieder, und kritzelte mit der Gabel auf den Rand des zinnernen Tellers den Namen Ewald, wie noch heutiges Tages im Gasthofe zum goldenen Löwen zu sehen ist.

Je mehr der Ritter auf den Juden loswetterte, je mehr nickte der Hofrath ihm Beifall zu.

Herr von Finkenbusch zog nach und nach gelindere Saiten auf, und sagte: „Höre Zechel, du bist sonst ein Mensch, der Lebensart versteht; darum kann ich mir nicht vorstellen, daß du mir aus eigener Bewegung den Streich spieltest, mich hier, in der Mitte schätzbarer Freunde, mit einer Mahnung zu überfallen.

Gesteh, wer reizte dich dazu an? Ich schenke dir einen Louisd'or, wenn du mir stehenden Fußes den Nichtswürdigen nennst!" —

Er warf den ausgesetzten Preis auf den Tisch. Und wie ein Vogel, dem man Futter vorstreuet, mit den Fittichen flattert, so bewegte der Jude freudig die Arme. Seine Augen wurden größer und feuriger, die Lippen zitterten, als wollten sie sprechen, und mit lüsterner Verlegenheit sah er bald das Goldstück, bald den Hofrath an.

„Ich weiß, was ich wissen wollte!" sprach Herr von Finkenbusch, mit einem wilden Blick über den Tisch hinüber. Spitzkopf entfärbte sich. Ezechiel griff nach dem Golde. „Halt!" sagte der Ritter: „Das Geld ist nicht verdient. Du hast mir den Aufhetzer nicht genannt; nur deine Augen verriethen ihn. Geh zum Teufel!"

Der Jude wollte sich mausig machen; aber der Finkenritter sprang auf, ergriff einen Stock, und prügelte ihn zur Thür hinaus.

Von diesem Geschäfte zurück gekommen, sprach er mit kaltem Ernst: „Herr Hofrath, ich erwarte Sie morgen früh um sechs Uhr auf der Gränze unserer Güter, mit Pistolen!" —

Bewahre mich der Himmel! wie käm' ich zu dieser Fehde?" rief Spitzkopf, starr und bleich.

„Ihr Gewissen antworte!" versetzte Herr von Finkenbusch. „Ich will nicht Worte, sondern Kugeln mit Ihnen wechseln! —

Aengstlich sah der Hofrath an der Reihe der Tischgenossen auf und nieder. Er hoffte, es würde sich einer zum Schiedsmann und Friedensstifter aufwerfen. Doch alle schwiegen, wie verschworen. „Nun, so muß ich mir selbst helfen!" sprach er für sich. „Besitz' ich doch das Mittel, womit man Alles ausrichten kann. Der Junker ist arm, er läßt sich mit zehn oder zwanzig Dukaten beschwichtigen, und Lottchens Mitgift ersetzt mir den Verlust tausendfältig." —

Zehntes Kapitel.

Die Flucht.

Des Tischgesprächs zerrissener Faden war kaum wieder angeknüpft, als die Thür plötzlich aufging, und ein junger Offizier, mit dem Ehrenzeichen der Tapferkeit auf der Brust, herein trat.

„Ewald!“ — schrie Lottchen, mit freudigem Entsetzen, auf; die Freier starrten ihn mit versteinerten Gesichtern an; Gerhard rief: „Willkommen!“ seine Gattin schlug die Hände über dem Kopfe zusammen, und die Liebenden stürzten einander in die Arme. Dieß alles war das Werk eines Augenblicks, aber für die Freier ein erschütterndes Schauspiel, das sie mit langen Nachwehen bedrohte.

Ewald kam als Kourier aus dem Feldlager. Er sollte der Hauptstadt die Botschaft bringen, daß ein Waffenstillstand geschlossen und der Friede gewiß sey. Sein Weg ging am goldenen Löwen vorüber. Hier auf frische Pferde wartend, erfuhr er Gerhards und

der Seinigen Anwesenheit. Was war natürlicher, als daß er zu ihnen eilte?

Gerhard entdeckte ihm das ausgesprengte Gerücht von seinem Tode. Er versicherte, daß er nicht die unbedeutendste Wunde aufzuweisen habe. „Aber das Offiziers-Patent und den Verdienstorden erhielten Sie doch gewiß nach einem heißen Tage;" versetzte Gerhard. „Das Glück that mehr als ich," sagte der bescheidene Jüngling, und rühmte sich seiner Thaten mit keinem Worte.

Spitzkopf wollte bersten, da er sich, nachdem er drei Gegner glücklich zu Boden gestreckt hatte, nun selbst aus dem Sattel gehoben sah. Mit stiller Wuth schlich er aus dem Zimmer, ließ eiligst anspannen, und fuhr, ohne daß ihn jemand vermißte, mit seinem Kammerdiener davon.

Kaum waren sie aus dem Thore, so bat Fuchsbalg, ihm des folgenden Tages die Summe von hundert Thälern auszuzahlen, die ihm der Hofrath, für seine Mitwirkung bei den Freiersränken, versprochen hatte.

„Wie kannst du daran noch denken?" sagte Spitzkopf. „Mein Versprechen geschah unter der Bedingung, wenn ich Lottchens Gemahl würde, und mit dieser Hoffnung ist auch dein Lohn in den Brunnen gefallen."

„Herr, das sind faule Fische!" fuhr der Kammerdiener hitzig auf.

Spitzkopf, der eben in einer wahren Bärenlaune war, bestrafte diese Grobheit mit einer Ohrfeige. Ergrimmt gab ihm der Empörer zwei dafür, sprang aus dem Wagen, und lief, von Rachgier gespornt, in den goldenen Löwen zurück. Die Gesellschaft war noch beisammen. Keuchend trat er in ihre Mitte, und beichtete haarklein alle sie betreffende Pfiffe und Kniffe seines Herrn. Man erstaunte und fragte ihn, ob er diese Aussage vor Gericht eidlich bestätigen wolle. Er erklärte sich dazu bereit, und ward vor der Hand entlassen.

Indessen hatte das Posthorn den glücklichen Ewald mehrmals zur Abreise gemahnt. Er riß sich endlich los. So bald er fort war, machte ihn Gerhard den dreien, nun in Ruhestand versetzten Liebhabern als seinen künftigen Eidam bekannt. Sie stutzten und erblaßten; der schuldige Glückwunsch erstarb ihnen auf der Zunge, und einer nach dem andern empfahl sich mit gezwungener Höflichkeit.

Doppelt wurmte sie jetzt der Hohn und die Schmach, die sie wegen ihrer verunglückten Freierschaft ausgestanden hatten. Sie beschlossen, den Quälgeist vor Gericht zu fordern. Zuvor aber dachte ihm der Fin=

kenritter noch eine andere Züchtigung zu. Er schickte, da er ihn der Ehre des Zweikampfes nicht mehr würdig achtete, ein Paar handfeste Pferdeknechte mit Hetzpeitschen auf den bestimmten Platz, und befahl ihnen, die Sache auszumachen. Wer sich aber nicht einstellte, war der Hofrath. Er fand für gut, sich dem Duell und allen schlimmen Folgen, die er von der ihm ahnenden Verrätherei seines entlaufenen Kämmerlings besorgte, durch schleunige Flucht über die Landesgränze zu entziehen, und kam nicht wieder. Sein Gut, das er durch einen Bevollmächtigten ausbieten ließ, kaufte Gerhard für das junge Paar, und in denselben Gemächern, wo eine Zeit lang Schelsucht und Arglist einheimisch waren, wohnen jetzt Liebe und Redlichkeit.

II.

Der Fliegenprozeß.

Aus einer alten Chronik.

An einem schönen Sommertage des Jahres 1625 schmauchte der Gewürzkrämer und regierende Burgemeister des Städtleins Ziegenberg, Herr Tobias Nußknacker, ein Pfeiflein Taback zum Fenster hinaus, und ergötzte sich an den ehrfurchtsvollen Bücklingen seiner vorübergehenden Unterthanen. „Es ist doch wahrlich recht angenehm, ein vornehmer Mann zu seyn!“ sprach er für sich. „Ich bin in jeder Betrachtung, sowohl an Reichthum als Macht, der König von Ziegenberg, und Trotz sey dem geboten, der mir Achtung und Gehorsam verweigert!“

Dieser Trumpf galt einem jungen Maler, der gegenüber wohnte, und bei dem Pfefferkönig Tobias im

schwarzen Register stand, weil er oft und auf mancherlei Art an den Tag gelegt hatte, daß er sich aus ihm so viel als nichts mache. Das bewies er auch eben jetzt. Er stieß mit heftigem Geräusch seine Fenster auf, zog vor dem erhabenen Nachbar, der ihn ernsthaft anstarrte, sein Käpplein nicht ab, sondern begann mit einem hochgeschwungenen Tuche ein Treibejagen der unzähligen Fliegen, die sich bei ihm eingefunden hatten, um ihm in ihrer bekannten punktirten Manier malen zu helfen.

Sie nahmen ihre Flucht in gerader Richtung über das schmale Gäßlein hinüber, flogen dem Burgemeister ins Angesicht, und, als er darob zurückfuhr, in die Stube hinein. Er, ein abgesagter Feind ihres Geschlechts, fluchte, stampfte mit den Füßen, und ballte dem Maler eine Faust; aber mit über einander geschlagenen Armen stand der Unheilsstifter ruhig am Fenster, und lachte des ungeberdigen Mannes.

Das war denn ein Majestätsverbrechen, das der stolze Häuptling von Ziegenberg nicht ungeahndet lassen konnte. Er schickte nach dem Rathsfrohn, der mit einem armsdicken Stocke, dem Zeichen seiner Würde, sogleich erschien. „Hört!" sprach Herr Tobias, „geht stracks zu dem Farbenklecker D i e t r i c h hinüber, und

sagt ihm in meinem Namen: er könne Gurken mahlen so viel er wolle, nur mög' er sich bei seiner Obrigkeit keine Gurke zu viel heraus nehmen. Er solle sich insonderheit, bei Vermeidung harter Pön, der Fliegenjagden enthalten, immaßen das Geschmeiß zu mir herüber komme, und meine Gemächer anfülle. Ich, der regierende Burgemeister, leide das nicht; das sagt dem Burschen mit Nachdruck! Und sollt' er sich mit schnöden Worten oder gar thätlich an Euch vergehen, so nehmt ihn beim Fittich, und führt ihn in die Frohnfeste!"

Der Rathsdiener entledigte sich des Auftrags mit möglichster Grobheit. Es wäre ihm lieb gewesen, wenn sich Dietrich an ihm vergriffen, und sich dadurch in die Büttelei befördert hätte. Allein er antwortete kaltblütig: „Wie kann mir der Herr Burgemeister verbieten, ein lästiges Ungeziefer aus meinem Zimmer zu jagen? Ich werde das thun, so oft mir's gefällt, und es kümmert mich nicht, ob die Fliegen, die ich austreibe, in der Kabuse eines Bettlers oder im Pallaste des Kaisers eine Freistätte suchen."

„Warte, Bube!" rief Herr Tobias, als der Frohn mit dieser Meldung zurück kam. „Das freche Wort von kaiserlicher Majestät soll dir gelegentlich theuer zu stehen kommen!" Er setzte sofort ein Protokoll darüber

auf. Der Büttel, der seinen Namen nicht schreiben konnte, zeichnete mit tölpischer Hand drei Kreuze darunter.

Es war im Städtchen kein Geheimniß, woher des Burgemeisters Haß gegen den Künstler entsprang. Jener erzog in seinem Hause ein armes, aber sehr reizendes Mühmchen, das dem Maler ins Auge stach, als er, mit einer ledernen Mappe auf dem Rücken, das Land durchstrich, um schöne Gegenden aufzusuchen. Da er nun an Kunigunden eine vorzügliche betrachtenswerthe Naturschönheit fand, so ließ er sich auf unbestimmte Zeit in Ziegenberg nieder, und miethete eine Wohnung, wo er die liebliche Aussicht auf Gundchens Nähtisch und Schlafkämmerlein hatte.

Anfangs ging alles recht glücklich. Er machte dem Burgemeister seine Aufwartung, strich geschickt den Fuchsschwanz, und schmeichelte sogar mit seinem Pinsel, indem er den Herrn Tobias, sammt seiner ungeheuren Knotenperücke, so stattlich malte, daß der einfältige Gewürzkrämer wie ein kluger Staatsminister aussah. Das Bildniß war unter Brüdern fünfzig Thaler werth; doch Dietrich nahm keinen Pfennig dafür. Dieses Opfer ließ sich der geizige Vater der Stadt in Gnaden gefallen. Allein er merkte bald, daß Kunigunde mit Küssen bezahlte. Darüber ward er bärbeißig, und verbot

auf der Stelle seinem Cabinets-Maler das Haus. „Und auch Dir," sprach er zu Kunigunden, „setz' ich nächstens den Stuhl vor die Thüre, wenn Du Dich ferner so wegwirfst! Wie kann sich ein solcher Mensch unterfangen, die Muhme eines regierenden Burgemeisters zu liebkosen? Maler, Poeten und Musikanten sind ein unnützes Gesindel. Ich wollte Dich lieber mit dem Gemeindehirten, als mit einem Laffen von jenem Gelichter, verheirathet sehen."

Kunigunde dachte nicht so philistermäßig von den schönen Künsten, und liebte den Maler so innig, daß der Oheim mit allen seinen Abmahnungen nichts dagegen vermochte. Es wurden Blicke und Briefchen gewechselt, heimliche Zusammenkünfte verabredet und gehalten; kurz, die Sache ging ihren natürlichen Gang. Der Oheim lauerte, polterte, sperrte das Mädchen ein, und wollte den Liebhaber, als einen gefährlichen Fremdling, aus der Stadt verweisen; aber Dietrich verschaffte sich von höherer Hand einen Schutzbrief, und schlug, darauf gestützt, bei jeder Gelegenheit dem aufgeblasenen Burgemeister ein Schnippchen.

Diese Feindseligkeiten und Neckereien waren das Vorspiel des Fliegenstreites.

Herr Tobias rief, als er den Schergen wieder ent-

lassen hatte, seine Hausleute zusammen, bewaffnete sie mit Fliegenklappen, und lieferte den bei ihm eingedrungenen Feinden ein Treffen. Sie litten eine völlige Niederlage; man sah und hörte keine Fliege mehr. Des Burgemeisters aufgeregte Galle beruhigte sich. Er wirbelte mit eigener Hand alle Fenster zu, und verbot die Oeffnung derselben, um vor neuen feindlichen Einfällen sicher zu seyn.

Es war aber dennoch, ungeachtet man seine Anordnung nicht übertreten hatte, am nächsten Morgen ein zehnfach stärkeres Heer eingerückt, und durchschwärmte summend und brummend das Haus. Tobias wollte aus der Haut fahren; seine Dienerschaft fand das Ding unbegreiflich; besonders Kunigunde drückte sehr wortreich ihre Verwunderung aus. Nach langem Geschwätz und vergeblicher Mühe, den unerklärlichen Vorfall zu enträthseln, zog man mit vereinter Macht gegen das gegeflügelte Volk zu Felde, und nach einer thätigen Viertelstunde war es gänzlich vernichtet.

Jetzt ließ Herr Tobias ein paar hundert Ellen Bindfaden bringen, schnürte und fesselte damit alle Fensterflügel zusammen, und drückte überall sein Siegel darauf. Der Ladendiener und die Köchin bewunderten diese Gränzenbefestigung als ein Meisterwerk. Gund=

chen aber lachte hinter dem Rücken des geschäftigen Ingenieurs. „Das soll mir wohl helfen!" sprach er, als er das letzte Fenster petschirte. Er ward auch wirklich den ganzen Tag von keiner Fliege an der Wand weiter geärgert. Mit Gemüthsruhe legte er sich Abends zu Bette, und schlief bis an den hellen Morgen. Da weckte ihn ein Kriebeln in der Nase. Er griff hastig dahin, erhaschte eine hinein spazierte Fliege, und entsetzte sich über einen zahllosen und erzfrechen Schwarm, der seine Kammer durchschwirrte.

„Ist denn der Teufel hier los?" schrie er auf, sprang vom Lager, fuhr in seinen Schlafrock, und stürmte seine Leute aus den Betten. Sie sahen ihr blaues Wunder an der Insectenschaar, die während der Nacht, wo doch die Fliegen gewöhnlich keine Reisen unternehmen, angekommen war, und durch Mauern und versiegelte Fenster ihren Einzug gehalten hatte.

Mit offenem Munde standen die Gaffer da; die Haut grieselte ihnen, und einstimmig betheuerten sie: das gehe nicht mit rechten Dingen zu. Der Burgemeister commandirte zum Angriff; aber seine feigen Haustruppen, die sich mit Zaubergeschöpfen in keinen Kampf einlassen wollten, nahmen Reißaus. Nur Gundchen hielt treulich Stand, und half dem Oheim die

fliegende Rotte vertilgen. Doch gewann sie dadurch keinen Dank. Er beobachtete vielmehr, als er mit ihr allein war, ein hartnäckiges Stillschweigen, und beschielte sie blos von der Seite mit finstern, mißtrauischen Blicken, die den nahen Ausbruch eines Sturmes verkündigten.

Bald nachher ließ er seine Collegen zu einer außerordentlichen Berathschlagung auf's Rathhaus berufen. Sie eilten vom Backofen, von der Braupfanne und vom Wurstkessel hinweg, um den Vortrag ihres hochverehrten Oberhauptes zu vernehmen. Herr Tobias eröffnete ihnen seine Fliegennoth mit den kleinsten Umständen, erwähnte der häuslichen Vorsichtsmaßregeln, die er fruchtlos dagegen getroffen hatte, und zog aus dem allen den Schluß, daß Zauberei im Spiele sey.

„Das läßt sich gar nicht anders denken!" riefen die ehrlichen Jaherren. „Aber wer sollte wohl in unserer guten Stadt einen Bund mit dem Teufel geschlossen haben?"

„Welche Frage!" versetzte Tobias. „Ich dächte, das könntet Ihr nach dem allen, was ich Euch von dem fremden Maler erzählt habe, mit Händen greifen."

„Ja, das ist wahr! sagten sie, und bestraften sich einander selbst durch Kopfschütteln und flämische Gesichter, daß sie das nicht früher eingesehen hatten.

„Man sollte und könnte den Schwarzkünstler sogleich in Verhaft nehmen;“ fuhr Tobias fort: „um jedoch recht sicher zu gehen, wollen wir noch erst einen neuen Hexenstreich abwarten. Aber dann, meine Herren, fahren wir zu, und treiben die Sache bis zum Scheiterhaufen.“

„Ja, bis zum Scheiterhaufen!“ wiederholten die Rathsherren, und schlugen mit ihren harten Fäusten grimmig auf den Tisch. Damit schloß sich die Sitzung.

Gundchen errieth es, daß die ungewöhnliche Rathsversammlung ihren Geliebten betreffe. Daher schlich sie, als der Oheim wieder nach Hause kam, lauernd und lauschend um ihn herum. Sie wollte aus seinen Mienen und Geberden den Rathsschluß herausbuchstabieren; aber der schlaue Mann bewachte sein Amtsgeheimniß mit unüberwindlicher Vorsicht. Der Tag — es war ein Sonnabend — verstrich übrigens so ruhig, als wäre dem Unwesen der Fliegen gänzlich gesteuert.

Auch den Sonntagsmorgen entheiligte kein Aergerniß. Herr Tobias verließ wohlgemuth die Federn, um sich zum Kirchgange zu schmücken. Er wickelte zierlich seine Strümpfe von blauer Seide über das Knie hinauf, befestigte sie unter demselben mit goldenen Gürteln, knöpfte sich in eine grüne, mit silbernen Blumen bestreute Weste, und zog darüber ein scharlachrothes

Kleid von unmäßiger Weite und Breite. Zuletzt vertauschte er die Nachtmütze mit der großen, den halben Rücken bedeckenden Allongenperücke, die der Haarkünstler des Orts frisch aufgekräuselt hatte, und eben, als das Kirchengeläut anfing, mit Eilschritten überbrachte. Gundchen reichte dem Oheim, nach alter Gewohnheit, einen tüchtigen Blumenstrauß. Den nahm er in die linke Hand; in die rechte den Prachthut mit goldener Tresse; und so begab er sich, stolz und mit würdevoller Haltung des Körpers, auf den Weg zum Tempel.

Aber er hatte kaum, wie ein Bräutigam aus seiner Kammer hervorgeht, die Gasse betreten, als ihn ein Rudel Fliegen, das zur Störung seiner Kirchenparade verschworen schien, von allen Seiten umkreis'te, und sich auf seine Perrücke niederließ. Ihr Zuflug war nicht abzuwehren: denn der Wohlstand machte es dem regierenden Burgemeister von Ziegenberg zur Pflicht, sich kerzengerade, wie Don Juan's steinerner Gast, zum Gotteshause zu bewegen. Herr Tobias war auch gar nicht der Mann, der solche löbliche Sitten verletzte. Er that zwar jetzt das Aeußerste, indem er einige Mal den Blumenstrauß, den er steif vor sich her trug, etwas höher, als schicklich war, empor hob, um Schrecken auf

seiner Scheitel zu verbreiten: allein das fruchtete so wenig, als wenn man ungezogenen Kindern die Ruthe zeigt, die sie nimmer zu fühlen bekommen. Die Perücke ward also immer stärker bevölkert, und er trug die zahlreiche Colonie in die Kirche hinein.

Die Fliegen des Gotteshauses sahen den Einzug ihrer Schwestern, stellten sich vor, es müsse dort Zucker zu lecken seyn, und blitzschnell versammelten sie sich aus allen Winkeln auf der Haarhaube des Consuls. Sie, die sonst mit dem frisch gefallenen Schnee wetteiferte, schien jetzt, als er das Schiff der Kirche langsam durchschritten hatte und im Rathsstuhl ankam, mit Ruß gepudert; so dicht saßen darauf die schwarzgrauen Gäste beisammen. Der geräuschvolle ehrerbietige Aufstand der schon gegenwärtigen Magistratspersonen verscheuchte sie einen Augenblick; aber mit zornigem Brummen nahmen sie sogleich ihren Platz wieder ein. Die Vornehmen des Raths, besonders ihre alten Gemahlinnen, kreuzten und segneten sich. Einige der letztern bedeckten ihr faltiges Gesicht mit dem Fächer, um dahinter zu lachen. Als aber das Uebel immer ärger wurde, nahm ein entschlossener Rathsherr seiner Eva das Feigenblatt der Schadenfreude aus der Hand, stellte sich damit hinter den Regenten, und wedelte aus allen Kräften, um die

schwarze Legion zum Weichen zu bringen. Sie wich, durchschweifte einige Secunden lang die nächsten Kirchstühle, kam hastig zurück, und ward auf's neue in die Flucht geschlagen. So dauerte die Ebbe und Fluth des Fliegenmeeres unablässig fort, bis der Pfarrer die Kanzel bestieg.

Mit Verwunderung sah er Aller Augen, die sonst nach ihm gerichtet waren, auf des hochweisen Raths Betstübchen geheftet. Er wandte die seinigen auch dahin, erblickte das wunderbare Gewimmel auf dem Haupte des Burgemeisters, und gerieth darüber in eine solche Zerstreuung, daß er fünf Minuten hustete, stammelte, und dann den Vorhof der Predigt eilig schoß, um sich während des Kanzelliedes zu fassen.

Da Ziegenberg meistens von Ackerbürgern bewohnt wurde und die Erndte nahe war, so hatte der Herr Pastor ein paar Verse gewählt, die sich auf den Feldbau bezogen. Es kamen darin die Worte vor:

„Heuschrecken und andres Geziefer
Sind Ruthen deines Zorns."

Diese Stelle war Wasser auf die Mühle der Frau Accise-Inspectorin Krallfinger, die in der Kirche dem hochedlen Rathe gegenüber thronte, und den Burge-

meister tödtlich haßte, weil er gegen ihren Eheherrn einen Rangstreit erhoben hatte. Sie krähte jene Worte so laut als möglich, um dem Feinde zu verstehen zu geben, daß seine Perückenplage eine göttliche Strafruthe sey. Indem sie aber in dieser christlichen Absicht das weite Thor ihres zahnlosen Mundes von Ohr zu Ohr aufriß, stürzten sich fünf oder sechs Fliegen hinein, die zu der großen, von dem Fächerschwinger eben hart gedrängten und versprengten Bande gehörten. Frau Krallfinger sprudelte, kotzte und stöhnte, als wollte sie ersticken. Zwei Gevatterinnen wackelten mitten durch die Kirche hindurch ihr zu Hülfe, klopften ihr den Rücken, schnürten sie auf, führten sie fort, und belferten scheltend in den Rathsstuhl hinein. Die ganze Gemeinde fuhr mit langen Hälsen von ihren Sitzen empor; Gesang und Orgel verstummten; ungehobeltes Volk lachte laut; man glaubte, nicht in der Kirche, sondern in einer Gaukelbude zu seyn. „O Dietrich! Dietrich!" ächzte Tobias, und Scham und Verzweiflung jagten ihn durch die gaffenden Reihen aus dem Tempel.

Er lief in den Hof seines Hauses, warf die Allongenperücke, die noch immer mit Fliegen bedeckt war, in eine Wasserkufe, und rannte mit kahlem Kopfe und einem grimmigen Löwengesichte in seine Wohnstube. „Himmel!

was ist Ihnen begegnet?" schrie Gundchen, und schlug die Hände hoch zusammen. Er antwortete nicht, streckte sich in den Sorgestuhl, und versank in tiefes Nachdenken.

Eine Stunde darauf erschien, aus der Kirche kommend, der gesammte Magistrat, nebst seinem gelehrten Anhange, dem Stadtschreiber Fidibus. Es ward eine lange Conferenz, bei verschlossenen Thüren, gehalten. Nach Endigung derselben begab sich der Senat hinweg; aber den Schreiber zupfte Herr Tobias traulich am Aermel, führte ihn in den Kramladen, schob ihm in die rechte Tasche ein Pfund Tabak, und in die linke eine Flasche Branntwein: denn beide Genüsse waren des Herrn Fidibus Himmel auf Erden. Er trieb auch seine Dankbarkeit so weit, daß er seinem Wohlthäter die Hand küßte. „O, nicht doch, Männchen!" sagte Tobias, als es mit dieser Weigerung zu spät war. „Aber ich bitte Dich," — setzte er mit Wangenstreicheln hinzu — „thu in der bewußten Sache Dein Bestes!" — Herr Fidibus schlug betheuernd an seine Brust, und schwänzte mit der angenehmen Bürde fröhlich nach Hause.

Nachmittags wollte Kunigunde, um dem mürrischen Oheim aus den Augen zu kommen, in die Kirche gehen und nachher eine Freundin besuchen; allein er belegte sie mit Hausarrest, unter dem scheinbaren Vorwande:

es sey ihm nicht wohl; er werde vielleicht ihrer Hülfe bedürfen. So erfuhr sie denn nicht, was ihrem Freunde bevorstand.

Herr Fidibus brachte nämlich eine Macht von dreißig bewaffeten Spießbürgern auf die Beine, rückte damit gegen Abend vor Dietrichs Wohnung, und nahm ihn nach einer lebhaften Gegenwehr, die dem vorwitzigen Heerführer selbst einen Zahn kostete, gefangen.

Gundchen war außer sich, als sie den Geliebten, unter dem jauchzenden Zulauf der ganzen Stadt, ins Gefängniß schleppen sah. Aber sie bot alle Geisteskraft auf, um ruhig zu scheinen: denn nur unter dieser Maske hielt sie es für möglich, die Hände zu seiner Unterstützung frei zu behalten.

Kaum war sie so mit sich einig, als der Oheim in ihr Kämmerchen trat, und höhnisch fragte: ob sie ihres Seladons Verhaftung gesehen habe.

„Den Maler Dietrich sah ich arretiren; antwortete sie mit einem gleichgültigen Tone. „Was hat er denn verbrochen?"

„Er ist ein Zauberer!" sagte der Oheim: „Er steht mit dem Fliegenfürsten Satan im Bunde; er hat mein Haus und meine Perücke behext; er hat den Kaiser gelästert. Du kannst ihm immer ein Todtenhemd nähen!

Sein einziger und letzter Weg, den er noch auf Erden wandeln wird, geht zum Scheiterhaufen."

„Gott sey seiner Seele gnädig!" seufzte Kunigunde. „Hat er sich wirklich in die schwarze Kunst eingelassen, so hab' ich kein Mitleiden mit ihm."

„Das ist vernünftig gesprochen!" rief Herr Tobias, der nichts weniger als ein Seelenkenner war, und von der Liebe — die zum Gelde ausgenommen — keinen Begriff hatte.

Der Criminalprozeß begann des folgenden Tages mit grimmiger Strenge. Herr Fidibus hoffte, durch eifrige Betreibung desselben nicht nur Tabak in Hülle und Fülle zu gewinnen, sondern auch sogar, wenn Dietrich in Asche verwandelt sey, Kunigundens Hand zu erobern: denn daß er schon vor einiger Zeit einen Korb von ihr empfangen hatte, schrieb er einzig und allein auf des Malers Rechnung, und brannte deßhalb vor Begierde, den Nebenbuhler brennen zu sehen. Dietrich läugnete freilich Beelzebubs Bekanntschaft in allen Verhören, und lachte über diese Anschuldigung laut; der Stadtschreiber verließ sich aber auf die ersprießliche Wirkung der Folter, und arbeitete mit rastloser Feder nach diesem menschenfreundlichen Ziele hin.

Der Brand des Scheiterhaufens ward, wie ein Lust-

feuerwerk, von allen Ziegenbergern mit Ungeduld erwartet. Männiglich hielt den Inquisiten um so weniger für unschuldig, da jeden Abend eine riesenhohe, in weiße Tücher gehüllte Frauengestalt, aus den Ruinen eines Klosters hervorschreitend, ins Stockhaus ging, ohne dem Kerkermeister, nach dessen gerichtlicher Aussage, sichtbar zu werden. Es war Kunigunde, die, unverrathen von dem bestochenen Manne, ihren Freund besuchte und ihm Speisen brachte, indem ihr Oheim ruhig am andern Ende der Stadt in einem Bier- und Tabacksklubb saß. Der hintere Theil seines Hauses gränzte mit den öden Klostermauern: das liebende Mädchen konnte daher, von keinem Menschen gesehen, hinein schlüpfen, sich darin vermummen, und mit feierlichen Geisterschritten heraus gehen. Entlarvung hatte sie nicht zu befürchten. Zu einer solchen halsbrechenden That war in ganz Ziegenberg kein Heldenherz vorhanden. Wer das vermeinte Gespenst nur von fern sah, warf sich über Hals und Kopf in die Flucht. Unter diesen Umständen litt der Gefangene keine Noth. Er besaß überdieß eine reichlich gefüllte, den Schnapphähnen der Gerechtigkeit entgangene Goldbörse, durch die er sich alle nur mögliche Freiheiten und Bequemlichkeiten verschaffte.

Nach fünf oder sechs Wochen lief von dem Schöppenstuhl zu N. N. ein hartes Urtheil ein, das dem Inquisiten die beiden ersten Grade der Folter zuerkannte. Es ward ihm vorgelesen, und man ermahnte ihn beweglich, sich ohne Martern zum Geständniß zu bequemen. Er aber sagte mit Gleichmuth: man möge den Scharfrichter nur kommen lassen; er wolle doch sehn, ob Meister Hämmerling oder die Wahrheit den Sieg davon tragen werde.

In Ziegenberg wohnte kein solcher Schreckensmann; es mußte einer sechs Meilen weit herberufen werden. Er kam mit Knechten, mit Daumenschrauben und andern furchtbaren Geburtszangen der Wahrheit, die er zum Theil, nach geheimer Vorschrift des Schöppenspruchs, in der Folterkammer nur drohend vorzeigen sollte, um Angst zu erwecken. Der Magistrat gab ihm eine Audienz. Die sechste Morgenstunde des folgenden Tages ward zur Folterung bestimmt. Herr Tobias ging mit den Hühnern zu Neste, um recht früh, ohne Verkürzung seiner gewöhnlichen Ruhezeit, auf dem Platze zu seyn.

Das erste Hahnengeschrei weckte ihn auf. Er rieb sich den Schlaf aus den Augen, und lernte noch im Bett eine Rede auswendig, die er in der Folterkammer

halten wollte. Herr Fidibus hatte sie entworfen und aus schwülstigen Worten zusammengesetzt, die dem alten Grützkopf, der nur Zahlen zu merken gewohnt war, schwer eingingen.

Als er sich noch damit quälte, ward die Hausglocke heftig gezogen. Bald darauf klopfte die Köchin an seine Thür, und meldete durch's Schlüsselloch: der Rathsfrohn verlange den hochedeln Herrn Burgemeister unverzüglich zu sprechen. „Mir ahnt schon, was er bringt!“ sagte Tobias zu sich selbst, indem er den Schlafrock anzog. „Der Arrestant will gutwillig beichten, um gesunde Glieder zu behalten. — Recht gut! So bin ich der verdammten Rede überhoben. — Doch bei dem allen ist's Jammer und Schade, daß die heutige Solennität rückgängig wird; sie hätte im ganzen Lande ein für uns rühmliches Aufsehen gemacht. — Nun, desto gewisser bleibt uns der Scheiterhaufen!“ —

Er öffnete jetzt; der Scherge stürzte todtenbleich ihm zu Füßen, und schrie wie ein Wahnsinniger: „Ich bin ein unglücklicher Mann! Der ganze hochweise Rath ist unglücklich!“ —

„Ei, warum nicht gar!“ sagte Tobias. „Die Sache ist nicht so schlimm; ich bin schon darauf vorbereitet.“

„Gott sey Dank!“ sprach der Frohn, und stand ge-

trost wieder auf. „Ich hatte eine schreckliche Nacht. Von elf bis zwölf Uhr wirthschaftete der Teufel in der Frohnfeste. Es heulte wie Eulen, es brüllte wie Löwen, es lief wie auf Hufeisen die Treppe auf und nieder; Wer da? schrie ich herzhaft in den Tumult hinaus. Da erhielt ich von einer unsichtbaren Hand eine Ohrfeige, die sich gewaschen hatte. Ich wühlte mich zitternd und zagend in meine Betten. Das Getöse dauerte fort, und endigte sich erst, da es zwölf schlug, mit einem Gekrach, als stürzte das Haus ein."

„Hu! mich schaudert!" sagte Tobias. „Lauft zum Stadtschreiber, und laßt den Spuk registriren, damit der Inquisit bei der peinlichen Frage darüber vernommen werden kann."

„Der Inquisit? — vernommen?" — fragte der Scherge kleinlaut. „Ich denke, der Herr Burgemeister wissen es schon, daß er verschwunden ist." —

„Kerl, Ihr seyd toll!" brüllte Tobias, und packte ihn an der Brust.

„Ja, er ist fort!" sagte der Frohn. „Das wird nun einmal nicht anders, wenn mich auch Ew. Hochedlen zerreißen und verschlingen. Ich ging diesen Morgen in sein dreifach verschlossenes Gefängniß, um ihn

zur Tortur zu wecken; aber das Nest war leer, und auf der Bank lag dieser Zettel."

Hastig griff der Burgemeister nach dem beschriebenen Blättchen und las:

„Lebt wohl, Herr Consul! Ich reise von hier.
Verzeiht, daß ich deß mich erkühne.
Ich bin ein Bißchen klüger als Ihr;
Das ist der Teufel, dem ich diene!"

„Impertinent!" brummte Tobias. Das Blut kochte in seinen Adern. „Margarethe!" rief er zur Thür hinaus: „Sagt Kunigunden, sie soll mir die Schachtel mit niederschlagendem Pulver schicken." — Den Häscher fuhr er an: „Schert Euch zum Stadtschreiber!" — Dann warf er sich auf einen Stuhl, las die Abschiedskarte nochmals durch, und zerriß sie.

„Ach daß sich Gott erbarme!" heulte jetzt Margarethe herein. „Um Gottes willen, Herr Burgemeister, erschrecken Sie nicht! Jungfer Kunigunde ist über alle Berge! Das Bett steht da, wie ich es gestern gemacht habe, und der Kleiderschrank ist offen und leer." —

Tobias starrte sie an: die Lippen wurden ihm blau; er fiel in Ohnmacht. Margarethe kreischte zum Fenster hinaus um Hülfe. Es fehlte nicht an Beistand; denn

das ganze Städchen war schon in Bewegung, um den Inquisiten zur Marterkammer führen zu sehen. Man schrie dem Ohnmächtigen in die Ohren, besprengte ihn mit Wasser, kitzelte seine Nase mit Federn, und er schlug, zur höchsten Freude aller Anwesenden, die Augen wieder auf. Er winkte seinen Aerzten, sich zu entfernen. Sie gehorchten mit Seufzen. Doch er behielt keinen Augenblick Ruhe. Herr Fidibus stürmte herein, und geberdete sich wie ein Besessener über die Entweichung seiner Auserwählten. „Auch meine treffliche Rede,“ fuhr er kläglich fort, „geht in die Pilze! Ich wollte sie in der Landtrompete, dem beliebten Wochenblatte, abdrucken lassen, und wir hätten Ehre damit eingelegt: aber nun wird die Trompete unsre Schande verkündigen.“ —

„Wer kann helfen?“ seufzte der Burgemeister. „Was können wir thun?“

„Den Flüchtlingen reitende Boten nachsenden;“ versetzte der Stadtschreiber.

„Das müßten solche seyn, die in der Walpurgisnacht auf Ofengabeln reiten;“ spöttelte Jener. „Denn wer sonst könnte Gesindel einholen, das wahrscheinlich der Geier durch die Lüfte fortgeführt hat?“ —

Herr Fidibus behauptete rechtsgelehrt: es müßten

wenigstens Haftbriefe erlassen werden. Diese bewilligte Tobias gegen den Maler, verbot aber klug genug, Kunigundens darin zu erwähnen, damit die Familie Nußknacker nicht öffentlich um Ehre und Reputation komme.

Die Haftbriefe fruchteten nichts. Man hörte sechs Monate lang von beiden Entflohenen kein Wort.

Endlich brachte die Post einen Brief an Herrn Tobias Nußknacker, regierenden Burgemeister zu Ziegenberg. Der Umschlag war mit den Ortsnamen: Basel, Mainz und mehrern andern bezeichnet, die dem Postmeister insgesammt böhmische Dörfer waren. Neugierig ließ er sich von dem Pfarrer ein Post- und Zeitungs-Lexicon ausbitten, und versteinerte ganz, als sich beim Nachschlagen fand, daß Basel eine Stadt in der Schweiz und von Ziegenberg über hundert Meilen entlegen sey. Ein Brief aus einer solchen ungeheuren Ferne war ihm während seiner zwanzigjährigen Amtsführung nicht unter die Hände gekommen. Er vertraute ihn daher seinem Dienstmädchen, der gewöhnlichen Briefträgerin, nicht an, sondern bestellte ihn persönlich an die Behörde.

Herr Tobias machte große Augen und entfärbte sich, als er nach Erbrechung des Siegels, Dietrichs Namen erblickte.

„Ich habe die Ehre," — schrieb Dietrich — „Ew.

Wohledlen zu melden, daß ich mich mit Kunigunden, meiner mir angetrauten Gattin, in der Schweiz befinde. Wir leben überaus glücklich im Schooße der Freiheit und Natur. Einem Künstler steht die ganze Welt offen; aber ein Krämer Ihres Schlages kann sich, ohne zu verhungern, von seiner Häringstonne nicht trennen. Es ist das lustigste Abenteuer meines Lebens, daß ich von Ihnen für einen Hexenmeister gehalten und mit Folter und Scheiterhaufen bedroht ward. Sie würden sich Ihrer Einfalt schämen, wenn ich Ihnen meine natürlichen, fast kindischen Zaubereien erklärte; ich enthalte mich aber dessen, um einige Personen, die ich als Gehülfen brauchte, Ihrer Rache nicht bloßzustellen."

(Da diese Gefahr vorbei ist, so wollen wir die unbedeutenden Geheimnisse dem Leser entdecken. Des Burgemeisters Perücke hatte der bestochene Haarkräusler mit Jungfernhonig bestrichen und mit Zuckerstaub gepudert. Die Fliegen, die im verschlossenen und versiegelten Hause schwärmten, wurden von Gassenbuben eingefangen, und Kunigunde ließ sich durch die Ueberredungskunst der Liebe bewegen, die damit gefüllten Flaschen heimlich in Empfang zu nehmen und im Hause zu öffnen. Der Gespensterlärm in der Frohnfeste war endlich weiter nichts

als eine Erdichtung des Kerkermeisters, der den Gefangenen, gegen ein Lösegeld von zehn Ducaten, in Freiheit gesetzt hatte.)

„Ich bitte Sie übrigens“ — fuhr Dietrich in seinem Briefe fort — „wegen jener Possenstreiche nicht um Verzeihung. Sie reizten mich selbst dazu, indem Sie sich anmaßten, mir eine freie, unverbietliche Handlung verbieten zu wollen. Nehmen Sie eine Lehre von mir an! Es ist zwischen Himmel und Erde nichts abgeschmackter als Hoffart und Uebermuth, und das lächerlichste Wesen unter der Sonne ist ein kleiner, machtloser und dennoch aufgeblasener Herrscherling.“ —

Mit diesen goldenen Worten, die sich jeder übermüthige Mensch hinter's Ohr schreiben mag, endigte sich der Brief und unsere Geschichte.

III.

Der Pfeil.

Legende.

Ritter Olf, der eine Burg mit trefflichen Ländereien an dem Strande der Weser besaß, war von Jugend auf und immerdar ein finsterer, schelsüchtiger Mensch. Es ärgerte ihn, daß er der Sonne nicht verbieten konnte, auf fremde Fluren zu scheinen. Er gönnte sich selbst weder einem Freunde noch einem Weibe. Ungesellig und unvermählt lebte er bis in sein fünfzigstes Jahr.

Das einzige, was er gern verschenkt hätte, waren die Gebrechen des Alters, die sich allmählig bei ihm einstellten. Jetzt wünschte er sich eine Hausfrau, die sein pflege und warte, und ihm zugleich eine schöne Mitgift zubringe. Er suchte nach einer reichen Braut weit umher; doch eben so weit, als er warb, war der Ruf

seiner rauhen Gemüthsart erschollen, und in allen Ritterburgen, wo begüterte Jungfrauen wohnten, lehnte man seinen Antrag glimpflich ab. Er richtete nun sein Augenmerk auf ein armes, älternloses Fräulein, das bei Verwandten das Gnadenbrod aß. Adelgunde war erst siebzehn Jahre alt, und an Schönheit und Herzensgüte ein Stern ihres Geschlechts. Ihr ahnte, daß sie als Olfs Gattin nicht glücklich seyn würde; doch, von ihrer Sippschaft überredet und gezwungen, ergab sie sich dem lieblosen Manne, und fügte sich mit solcher Geduld und Geschicklichkeit in seine Launen, daß er mit ihr vollkommen zufrieden war.

Desto unzufriedener war ein nahes Kloster, dessen Abt und Mönche bis zur Vermählung des Ritters der Hoffnung lebten, ihn zu beerben. In dieser Absicht hatten sie sich bei ihm eingenistet, und ängsteten ihn mit furchtbaren, sinnlichen Schilderungen der Hölle. Sie stellten ihm die Gestalten der Teufel und die Qualen der Verdammten so genau und lebendig dar, als wären sie selbst durch diese Schule gegangen. Olf, der alles glaubte, was ihm die geistlichen Schreckensmänner sagten, ersuchte sie dringend, fleißig für ihn zu beten, damit er dereinst in den Himmel gelange. Sie erklärten aber freimüthig: das werde schwer halten, denn er habe sich

noch keine Verdienste um die Kirche erworben, und das sey einzig und allein der rechte Schlüssel des Paradieses. Doch lasse sich — setzten sie tröstlich hinzu — das Versäumte noch nachholen. Er dürfe nur sein zeitliches Vermögen, das er doch nicht mit ins Grab nehmen könne, ihrem armen Kloster vermachen, und der heilige Petrus werde ihn dann mit der größten Bereitwilligkeit in die Wohnung der Seligen einführen.

Das klang dem Ritter gar lieblich, und er schien nicht abgeneigt, mit seiner irdischen Habe den himmlischen Freibrief zu lösen. Wenn aber die Erbschleicher darüber Schwarz auf Weiß verlangten, so erhielten sie immer die kahle Antwort: kommt Zeit, kommt Rath!

Nach seiner Vermählung war vollends nichts mit ihm anzufangen. Er fürchtete sich jetzt, da er immer einen guten Engel um sich sah, weniger vor dem Teufel, und die Mönche verloren allen Einfluß bei ihm.

Sie waren aber nicht gemeint, sich den Stuhl vor die Thür setzen zu lassen: sie wollten vielmehr das Widerspiel thun, und Adelgunden verdrängen.

Das unternahmen sie auf eine ganz besondere Weise.

Der Abt besaß eine geheime Sammlung schlüpfriger Gemälde, woran er sich bisweilen, bei verschlossener Thür, in Ruhestunden ergötzte. Einsmals bemerkte er,

daß ein schönes, üppig gekleidetes Mädchen, welches sich auf dem einen Bilde in einem höchst unanständigen Selbander mit einem Liebhaber befand, mit Adelgunden die sprechendste Aehnlichkeit hatte. Diesen zufälligen Umstand benutzte der heilige Mann. Er ging des nächsten Morgens zu dem abtrünnigen Olf, und sagte: „Herr Ritter, ich habe Euch eine sehr unangenehme Sache zu melden. Ich ward in der vorigen Nacht durch den Ruf meines Namens aus dem Schlafe geweckt, und als ich darüber aufschrak, siehe, da stand vor meinem Lager ein glänzender Bote des Himmels. Frommer Dionysius, sprach er, begib dich morgen in der Frühe zum Ritter Olf, und thu ihm kund, daß ihn sein treuloses Weib hintergeht und mit einem jungen Gesellen verbotner Liebe pflegt. Das Auge des Himmels, das die sorgfältigsten Hüllen der Geheimnisse durchdringt, sah ihre Frevelthat, und ein Wink der Allmacht schuf dieses Blatt, das du dem Ritter, als Urkunde der Wahrheit, vorzeigen sollst. — So sprach der Engel und verschwand. Ich glaubte geträumt zu haben; aber mit Entsetzen fand ich am Morgen diese unzüchtige Schilderei auf meiner Decke, und überlasse nun Euch, wie Ihr die himmlische Botschaft, die ich mit betrüb-

tem Herzen überbringe, zu Eurem Besten gebrauchen wollt.“ —

Olf starrte bald den Verläumder, bald das Bild an, und fand selbst, daß die gemalte Buhlerin der schuldlosen Adelgunde sehr ähnlich sah. Er gerieth in Wuth, mißhandelte sie grausam, hielt sie acht Tage lang, bei Wasser und Brod, in einem Thurme gefangen, und stieß sie endlich, weil Dionysius täglich Oel ins Feuer goß, aus dem Hause. Sie floh, gesegneten Leibes, zu ihren Verwandten; aber diese nahmen sie nicht auf, sondern versagten den Betheuerungen ihrer Unschuld Gehör und Glauben, um ihrer weitern Ernährung überhoben zu seyn. Verlassen irrte sie umher, bis ihr ein mitleidiger Bauer, ein Unterthan ihres tyrannischen Gemahls, ein Obdach in seiner Hütte gab, wo sie bald darauf eines Knäbleins genaß.

Lustig zogen nun die Mönche wieder beim Ritter ein, und setzten die abgebrochenen Erbschaftsunterhandlungen fort. Er war und blieb aber der alte Starrkopf, der seine Worte auf Schrauben stellte, und sich auf keine Weise zu schriftlicher Errichtung eines letzten Willens bewegen ließ.

Nach einiger Zeit ward er gefährlich krank. Er fühlte, daß der Tod im Anzuge war. Die Kloster-

herrn spannten alle Segel auf, um in den Hafen der Erbschaft einzulaufen; aber sie scheiterten auch jetzt an der Klippe des neidischen Sinnes, der ihnen so wenig als andern Menschen etwas gönnte.

„Ich bin entschlossen, die Verfügung über mein zeitliches Vermögen dem Himmel anheim zu stellen;“ sagte der Kranke, als ihn seine zunehmende Schwachheit aller Lebenshoffnung beraubte. „Ich will einen Schenkungsbrief, an einen Pfeil gebunden, in die Luft schießen, und zu wem ihn die unsichtbaren Hände der Vorsehung leiten, der sey mein Erbe!“ —

Dieser abentheuerliche Einfall erweckte großen Verdruß im Kloster. Doch des Ritters Erklärung war entscheidend; er verbot mit Heftigkeit allen Widerspruch, und so mußte man sich lediglich auf den lieben Gott verlassen, daß er den köstlichen Pfeil zu seinen Dienern lenken werde. Darum flehten sie mit brünstigen Gebeten; doch stützten sie sich darauf nicht allein, sondern eingedenk des alten Sprichworts: „Hilf dir selbst, so wird dir Gott helfen!“ sandten sie an dem Tage, da der Pfeilschuß geschehen sollte, zwei listige und bei dem Ritter wohlgelittene Ordensbrüder zu ihm, mit dem Auftrage, ihn während der wichtigen Handlung zu umgeben, und den schwachen, zitternden Mann unbe-

werkt in eine solche Stellung zu bringen, daß der Pfeil seinen Weg nach der Gegend des Klosters nehmen müsse.

Der Ritter ließ seinen Bogen spannen und sich auf den Söller des Schlosses tragen, um von dort aus den Erbschuß zu thun. Die als Stimmhämmer abgeordneten Mönche drängten sich schmeichelnd an ihn, und es gelang ihrer Schlauheit, ihn so zu wenden und zu richten, daß der abgeschossene, mit dem Schenkungsbrief umwundene Pfeil schnurstracks dem Kloster zuflog.

Der Abt und seine Jünger standen, in die Luft blickend, vor der Pforte. Sie sahen den Pfeil kommen, jubelten laut, und tanzten ihm entgegen. Er senkte sich gemach zu ihnen herab; Dionysius streckte die Hand aus, um ihn aufzufangen; aber plötzlich, wie von einem Sturm ergriffen, hob er sich wieder, flog sausend bei dem Kloster vorbei, und sank Adelgunden, die mit ihrem Söhnlein vor der Bauerhütte saß, leicht und sanft, wie ein Rosenblatt, in den Schooß.

Und in diesem Augenblicke verschied der Ritter auf derselben Stelle, wo er den Schuß gethan hatte.

Adelgunde und ihr Kind beerbten ihn, und wer die Geschichte vernahm, der freute sich, daß Gott so ge-

richtet und die heimtückischen Anschläge der Klosterbrüder zu Schanden gemacht hatte.

In dem nun ganz verfallenen Schlosse, das Olf bewohnte, ward noch zu Anfange des vorigen Jahrhunderts ein Wandgemälde gezeigt, das jene Begebenheit darstellte. Man sah den Ritter, in Betten gehüllt und mit dem Bogen in der Hand, auf dem Söller; der Pfeil ruhte gleichsam in der Luft über den Häuptern der Mönche; aber ein vom Himmel niederschwebender Engel ergriff ihn, um seinen Flug, wie es Gottes Gerechtigkeit erheischte, zu der Verstoßenen zu lenken, die man, mit ihrem Kindlein in den Armen, in einiger Entfernung erblickte.

IV.

Liebe und Frauenhaß.

Eduard, ein junger Mann in Berlin, betrachtete die Fluth der Unfälle, die sich im Herbst des Jahres 1806 über Stadt und Land ergoß, als ganz unbedeutend gegen sein eigenes schreckliches Unglück, daß eben damals seine Geliebte von ihrem grämlichen Vormunde unter Schloß und Riegel gehalten wurde. Er ging täglich einige Stunden lang vor dem Staatsgefängnisse der schönen Julie vorüber, und hoffte von Augenblick zu Augenblick, sie wenigstens an einem Fenster zu sehen; aber die festzugezogenen Vorhänge bewegten sich so wenig, als Mauern. Das ärgerte ihn unaussprechlich; doch war niemand daran Schuld als er selbst. Herr Elias Wipper, der Vormund, hatte seine Mündel bloß darum, mit Beistand des gerichtlichen Armes, der nachsichtigen Obhut einer Base entnommen und im tiefsten Hinterzimmer seines Hauses eingekerkert,

damit aller Verkehr zwischen Eduard und dem Mädchen auf immer abgebrochen und zerstört werde.

Bei diesem strengen Verfahren hätte man glauben sollen, es müßte gegen den Liebhaber viel einzuwenden seyn: doch das war nicht der Fall. Der alte Neidhart wußte dem wackern Jungen nichts Böses nachzusagen, und kannte ihn nicht einmal von Person. Er wollte durch seine harten Maßregeln nichts anders bewirken, als daß sich die junge, blühende Gefangene entschließen sollte, mit ihm, einem gichtbrüchigen Greise, vor den Altar zu treten, und ihn dadurch der Auswortung ihres beträchtlichen Vermögens, in welches er brünstig verliebt war, zu überheben.

Von dieser selbstischen Absicht stand freilich im Protokolle des Vormundschaftsamtes kein Wort. Da war niedergeschrieben: Herr Elias Wipper finde seine Mündel den größten Gefahren für ihre Tugend ausgesetzt, so lange sie sich in dem Hause einer hochbetagten Matrone aufhalte, die, mit Schwachheiten und Gebrechen beladen, zur Ehrenhüterin eines siebzehnjährigen, lebhaften Mädchens wenig geschickt sey. Er trage deßhalb, von seinem Gewissen gedrungen, darauf an: daß Julie gerichtlich bedeutet werde, künftig im Hause

ihres Vormundes still und ehrbar zu wohnen, und allem Umgange mit der Außenwelt zu entsagen.

Auf dieses Gesuch, das sehr billig und lobenswerth schien, erfolgte der erwünschte Bescheid, und der schlaue Gleißner, der seinen Eigennutz so künstlich mit dem glänzenden Mantel des Pflicht- und Tugendeifers verdeckte, ward noch überdieß, als ein braver, gewissenhafter Mann, von tausend Zungen gepriesen. Nur die getrennten Liebenden, die sich im Hause der Base täglich ungehindert gesehen und gesprochen hatten, durchschauten und verwünschten ihn. Aber Julie mußte der gerichtlichen Anordnung gehorchen, und Eduard konnte nicht als ihr Verlobter öffentlich auftreten und sie in Schutz nehmen: denn, ohne Amt und Einkünfte, lebte er von den Wohlthaten eines begüterten Oheims, den er einst, wenn er sich klug aufführte, beerben sollte.

Es war aber, nach Oheim Rohrdommels Meinung, ein höchst unkluges Beginnen, wenn man sich verliebte. Er, ein erklärter Weiberfeind, behauptete: ein Mann, der glücklich leben wolle, müsse nicht heirathen, wenigstens nicht vor dem sechzigsten Jahre, damit ihn der Tod bald wieder aus den Folterbanden der Ehe befreie. Diesen Grundsatz predigte er seinem

Neffen fast täglich, und der junge Mensch mußte, wenn er einen gnädigen und freigebigen Oheim behalten wollte, die Miene annehmen, als sey er mit ihm über diesen Punkt völlig einverstanden.

Herr Rohrdommel war ein kleines, eingedorrtes, aber überaus hitziges Männlein, das von Leuten, die einigen Genuß von ihm hatten, durchaus keinen Widerspruch litt. Wagten solche Vasallen seines Reichthums gegen ihn den bescheidensten Einwand, so strampelte er, wie besessen, mit Händen und Füßen, kollerte wie ein Truthahn, und sprang wohl gar, gleich einer wilden Katze, dem Gegner nach dem Gesichte. Uebrigens war er bieder und gut, liebte seinen Neffen ungemein, und wäre für ihn durch ein Feuer gelaufen. Nur in der gegenwärtigen Liebessache ließ sich von ihm weder Rath noch Beistand erwarten. Sie mußte im Gegentheil sorgfältig vor ihm verheimlichet werden, weil er sonst wahrscheinlich mit dem Vormunde, den er seit langer Zeit kannte, ein gefährliches Schutz- und Trutzbündniß errichtet hätte.

So stand Eduard ganz verlassen, und es war ihm sogar alle Gelegenheit zu einem Briefwechsel mit Julien abgeschnitten. Des Vormunds Haus, das er allein bewohnte, glich einer unüberwindlichen Festung. Es

vergingen oft mehrere Tage, ohne daß die dreifach verschlossene und verriegelte Thür ein einziges Mal um ihre Angeln bewegt wurde. Klingelte jemand, so steckte ein alter, verdrießlicher Aschenbrödel, der einem Drachen ähnlicher sah, als einem Menschen, seine Nase durch eine zollbreite Oeffnung, und begann mit dem, der einwandern wollte, ein haarscharfes Verhör. Bestand der Fremdling nicht, wie er sollte, so ward er mit Schimpf abgewiesen. In der Regel waren nur vortheilhafte Geldgeschäfte ein gültiger Paß, der Einlaß verschaffte. Einsmals machte Eduard einen Versuch, ob ein Brief an Julien Eingang finden würde. Er schrieb, unter dem Namen einer ihrer Freundinnen, ein paar gleichgültige Zeilen, und übergab sie einem Knaben zur Bestellung. Der Junge kam unverrichteter Sache zurück, und klagte mit weinenden Augen: das Briefchen sey nicht angenommen worden, man habe ihm aber dennoch zum Botenlohn eine gewichtige Ohrfeige verabreicht.

Bei allen diesen ungünstigen Umständen mußte sich Eduard den Zügel der Geduld anlegen, und sich auf die fruchtlosen Wanderungen in der Gegend der vormundschaftlichen Bastille beschränken.

Eines Tages war er eben dort auf den Beinen, als

Bayerische Staatsbibliothek München

ein französisches Infanterie-Regiment in die Stadt einrückte. Die rauschende Feldmusik, die tausend Andern, denen sie unwillkommenen Besuch in ihren Wohnungen ankündigte, höchst widrig klang, machte auf ihn, der keinen eigenen Heerd hatte, und daher vor unerfreulichen Tischgenossen gesichert war, einen angenehmen Eindruck. Er folgte der Heerschaar zum Wilhelmsplatze, wo die dort aufgestellten fünf Standbilder altpreußischer Helden mit Unmuth anzusehen schienen, daß ein fremdes, bewaffnetes Kriegsvolk in der Hauptstadt des von ihnen ruhmvoll vertheidigten Landes erschien, und mit Quartierzetteln versorgt wurde. Jauchzende Gassenbuben erboten sich zu Wegweisern, trabten lustig, mit den ausgetheilten Panisbrieflein in der Hand, dahin und dorthin vor einzelnen Soldaten her, und glaubten damit ein so verdienstliches Werk zu thun, daß sie dafür von den Hausvätern, denen sie die Gäste zuführten, ein Geschenk verlangten, und sich laut über Undank beklagten, wenn sie mit schnöden Worten, oder gar noch schlimmer belohnt wurden.

Schon hatte sich beinahe das ganze Regiment zerstreut, und eilte nach seinen Quartieren. Nur wenige der Waffenmänner entbehrten noch eines Führers, und sahen sich darnach um. Einer derselben ging auf Eduarden

zu, überreichte ihm sein Quartierbillet, und bat um Auskunft, wohin er seinen Weg zu richten habe. Eduard nahm das Blättchen in die Hand, und las mit sonderbarer Ueberraschung: „Herr Elias Wipper, Friedrichsstraße Nro. .... Einen Mann." Zufällig war also der Soldat vor die rechte Schmiede gekommen. Ihm konnte das in Frage stehende Haus niemand zuverlässiger anzeigen, als der, an den er sich deßhalb gewandt hatte.

Gedankenvoll, und noch immer das anziehende Blättchen beschauend und lesend, schritt Eduard quer über den Heldenplatz nach der Mohrenstraße zu, um den Franzosen auf dem nächsten Wege nach Wippers Hause zu leiten. Aber kaum war er bei dem steinernen General Ziethen vorbei, als er, von einem abenteuerlichen Einfall ergriffen, rasch umkehrte. „Wir kommen auf jener Seite näher," sprach er zu seinem Begleiter, und entfernte ihn im Gegentheil von seinem Quartiere, indem er ihn die Wilhelmsstraße hinauf, unter den Linden entlang, am Lustgarten vorbei, über den Schloßplatz hinweg, bis in die Mitte der Königsstraße führte. Der Franzose, der von einem langen Marsch ermüdet und hungrig und durstig war, fragte jetzt mit einiger Ungeduld, ob sein Quartier noch weit entlegen sey. „Wir

haben noch kaum den halben Weg zurück gelegt, mein Freund!" antwortete sein Irrwisch. „Aber lassen Sie uns hier eine Station machen und ein Glas Wein zusammen trinken." Ein solches Anerbieten schlägt kein Franzmann aus. Sie gingen also mit einander in die nächste Weinstube.

Hier ließ Eduard seinem Gast eine Flasche guten Franzwein auftragen, und, als diese getrunken war, eine zweite folgen. Der Soldat dachte bei diesem Zeitvertreibe nicht weiter an sein Quartier; aber Eduard desto mehr. Er stand auf, bezahlte in der Nebenstube die Zeche, schlich mit dem Quartierbillet, das er an sich behalten hatte, aus dem Hause, und überließ den Soldaten, der indessen bei seinem flüssigen Landsmanne ruhig sitzen blieb, dem verdrießlichen Schicksale, am Ende nicht zu wissen, wohin er sein Haupt legen sollte.

Eduard kaufte im nächsten Bandladen eine dreifarbige Cocarde, und flog dann zu seinem vertrautesten Freunde. „William, bester William!" rief er, „schaff mir sogleich einen alten dreieckigen Hut, einen grauen Mantel, einen Tornister, einen Säbel und eine Muskete!"

William, ein ernster, bedachter Rechtsgelehrter, sah

ihn mit großen Augen an, und es ward ihm bei diesen seltsamen Forderungen etwas unheimlich zu Muthe.

„Du hälst mich für wahnsinnig;" sagte Eduard: „ich bin aber eben heute recht klug. Sieh einmal dieß Quartierbillet! Ich hab' es einem französischen Soldaten abgelistet, und, mit Hülfe dieses mächtigen Talismans, will ich in Wippers feste Burg eindringen, und, ihm zum Trotz, Julien sehn."

William bestritt dieses Wagestück als gefährlich; aber sein Freund war gegen alle Einwendungen taub, und drang auf kriegerische Ausrüstung. Es mußte Rath geschafft werden. Ein alter Saraß und eine Flinte waren im Hause vorhanden. Den Hut, den Mantel und den Ranzen kaufte Williams verschwiegener Bedienter in einer Trödelbude, deren Inhaber ihn nicht kannte. Alle drei Stücke hatten zu ihrem Zweck ein treffliches Ansehen. Besonders war der Hut ein so plattes und brandgelbes Wesen, und griff, wenn man ihn auf den Kopf setzte, so keck nach den Schultern hinab, daß man darauf geschworen hätte, er müsse viele Jahre lang in einem französischen Linienregimente gedient haben. Als sich Eduard damit bedeckt, den kurzen Mantel mit Aermeln angezogen, und sich überhaupt in marschfertigen Stand gesetzt hatte, erhob William, so still und ernsthaft er

sonst war, ein ausgelassenes Gelächter und Händeklatschen, und sagte: „Wahrlich, du siehst aus, als hättest du schon in dreißig Schlachten gefochten!“

So kam die Abenddämmerung heran: der Zeitpunkt, den Eduard erwartet hatte. Er machte sich nun auf den Weg in sein romantisches Quartier, nachdem er zuvor seinen Freund beschworen hatte, ihn nicht zu verrathen. Schon sah er Wippers Haus von weitem, als er noch einen Knaben, der ihm begegnete, zum Wegweiser aufrief, um sich durch diese Geleitschaft vollends ganz das Ansehen eines wildfremden Menschen zu geben.

„Aber Monsieur schenken mir doch etwas?“ sagte der Knabe.

„Das ist des Wirths Schuldigkeit!“ antwortete Eduard, der sich gleich an der Thür einen lustigen Auftritt zubereiten wollte.

„Ach, lieber Monsieur, die Wirthe geben nichts!“ versetzte der Kleine.

„Mordio! sie geben nichts?“ fuhr Eduard auf. „Ist's etwa den deutschen Philistern keine Ehre, einen französischen Soldaten zu beherbergen? — Fordre du herzhaft ein Trinkgeld! Es muß dir werden.“

Es versteht sich, daß er diese Worte nicht, wie ein

geborner Deutscher, leicht und glatt hinsprach, sondern schwerfällig und gebrochen, wie sich Ausländer gewöhnlich vernehmen lassen.

So kamen sie ans Haus. Der Knabe zog die Klingel. Es währte eine geraume Zeit, ehe sie ein paar Pantoffeln die Treppe herab schlarfen hörten. Eduard erschütterte jetzt, wie ein ungeduldiger Bramarbas, mit seinem Muskedonner die Hausthür.

„Ho! ho!“ rief inwendig die alte Köchin Rebecka. „Ist das wüthende Heer draußen?“

Murrend schob sie drei Riegel zurück, schloß auf, öffnete jedoch die Thür nur so weit, daß sie ihr Lämpchen auf Kundschaft hinaus schicken konnte.

„Einquartierung! sagte der Knabe, und Eduard stieß die ungastliche Thür angelweit auf.

„Herr meines Lebens! seufzte Rebecka. „Hat denn das Elend nimmer ein Ende?“

„Ein Trinkgeldchen, werthe Madame!“ flüsterte bittlich der Wegweiser.

„Da hast du eins!“ schnob sie, und schlug grimmig nach ihm. Aber der behende Bursch, der sich schon auf solche Münze gefaßt hielt, zog seinen Kopf unberührt zurück.

„Sehn Sie, Monsieur!“ sprach er kläglich. Eduard

reichte ihm ein Stück Geld. Er sprang vergnügt damit fort.

Mit finsterem Gesicht und zornigem Gerassel brachte Rebecka die Schlösser und Riegel wieder in Ordnung, und schlappte murrend die Treppe hinauf. Eduard folgte ihr mit unruhigem Herzklopfen. Sie ging nach der herrschaftlichen Wohnstube, trat hinein, ohne mit ihm über den Vortritt zu complimentiren, und sagte: „Schöne Wirthschaft! Da führt uns der Teufel noch in stockfinsterer Nacht Einquartierung auf den Hals!“ — Herr Wipper, der im Schlafrock und mit einem Lichtschirm über den Augen, an seinem Schreibtische saß, erhob sich wild, und griff mit unhöflicher Hastigkeit nach dem Quartierbillet, das ihm Eduard darreichte. Und indem sich dieser zugleich in französischer Sprache entschuldigte, daß er noch so spät die Ruhe des Hauses störe, trat Julie, mit einem Lichte in der Hand, durch eine Nebenthür herein, und erschrak über die bekannte Stimme, die unter dem fremden, häßlichen Hute hervor tönte, so heftig, daß sie einen Schrei ausstieß und zurückfuhr.

„Liebchen, entsetze dich nicht!“ sagte Herr Wipper. „Wir müssen diese Landplage mit christlicher Geduld ertragen.“

Eduard zog den entstellenden Filz ab, und verbeugte sich gegen Julien. Sie kannte ihn. Ihr Gesicht erglühte. Er aber, um des Vormunds Aufmerksamkeit von ihr abzulenken, wandte sich schnell wieder zu Jenem, und ängstigte ihn mit einem Schwall französischer Worte.

„Schon gut!" rief Elias mit abwehrender Hand. „Ich verstehe Seinen Wischwasch nicht."

„Ich aber verstehe Ihre Sprache!" versetzte Eduard deutsch.

„So?" sagte der Vormund, etwas unangenehm überrascht.

„Das ist auch kein Wunder;" fuhr Jener fort. „Wir gehen ja lange genug in Deutschland ein und aus."

„Ihr bezahlt aber Eure Sprachmeister übel!" sagte Wipper. „Doch wozu das hohle Geschwätz? — Rebecka, bringe Sie den Menschen in sein Behältniß!"

Julie hatte Mühe, sich in gleichgültiger Fassung zu erhalten. Eduards Verwandelung in einen gemeinen französischen Soldaten war ihr ein banges Räthsel. Um sie so viel als möglich zu beruhigen, ließ er, indem sich der Vormund jetzt wieder an seinen Schreibtisch setzte, einen heitern Trostblick zu ihr hingleiten, und folgte dann der vor ihm her wandelnden Lampe,

die ihn in ein wüstes und unsauberes Kämmerlein führte. Doch er nahm das Nest ohne Widerspruch in Besitz.

„Begehrt man heute noch etwas?" brummte die Alte verächtlich.

„Nichts, als Wasser und Tinte!" sagte Eduard.

Herr Wipper, der indessen befürchtet hatte, daß Küche und Keller stark in Anspruch genommen werden würden, war seelenfroh, als ihm die Köchin diese Antwort überbrachte. „Das muß ein Gelehrter seyn!" rief er aus. „Nun, wenn er morgen ohne Frühstück wieder fortgeht, so kommen wir dießmal mit einem blauen Auge davon."

Eduard hatte seinen Tornister mit Speisen und Wein gefüllt, und konnte daher auf hauswirthliche Beköstigung leicht Verzicht thun. Rebecka versah ihn hurtig mit Wasser und Tinte, damit er sich nicht etwa bei längerem Verzug anders besinnen sollte. Er hingegen erfreute sie jetzt noch sogar durch die Erklärung, daß er keines Frühstücks bedürfe. Diese Höflichkeit erwiederte sie mit dem freundlichsten Anwunsch einer guten Nacht.

Er setzte nun für Julien die Geschichte seines Soldatenspiels auf, und schloß mit der Betheuerung: er werde diese Maske nicht eher ablegen und aus dem

Hause weichen, bis er die Genehmigung ihrer Heirath von dem Oheim und dem Vormund erzwungen habe. Mit diesem Blatte stellte er sich an die halbgeöffnete Thür, und erwartete mit Zuversicht, daß Julie bald eine schickliche Gelegenheit ergreifen würde, sich auf dem Gange sehen zu lassen.

Er hatte nicht falsch gerechnet. Sie kam, als hätte sie da ein häusliches Geschäft zu verrichten; ihre Augen suchten und fanden den Lauerer; doch da sie, wegen der Nähe des Vormunds, keinen Laut wagen durfte, so drückte sie blos durch Geberden ihre Verzweifelung aus: denn sie glaubte wirklich, Eduard habe sich bei der feindlichen Armee anwerben lassen. Aber mit lachendem Gesichte flog er ihr entgegen, reichte ihr das Blatt, und schlüpfte mit leisen, unhörbaren Schritten in seine Kammer zurück.

Die Nacht hatte für ihn bleierne Flügel, und bestrafte einiger Maßen seinen Muthwillen. Er brachte sie schlaflos und unbequem auf einem Stuhle zu, weil er sich nicht entschließen konnte, von dem vorhandenen Bette, dessen Beschaffenheit nicht einladend war, Gebrauch zu machen. Am Morgen sagte er zu Rebecken: sein Regiment habe in Berlin einige Rasttage; er werde aber den Herrn Wirth in keine Unkosten setzen, sondern

immer ausser dem Hause speisen. Wipper konnte sich über diese Großmuth, als sie ihm von seiner Köchin gemeldet ward, nicht genug verwundern. „Dieser brave Soldat," sprach er schmunzelnd, „ist ein seltener Phönix, den ich bis ans Ende des Krieges bei mir zu haben wünschte, wenn ich nämlich dadurch von andern unartigen Gästen befreit bliebe." —

Eduard ging aus, um bei seinem Freunde zu erfahren, ob ihn der Oheim (der ihn, als seinen Hausgenossen, sogleich vermißt haben mußte) dort gesucht habe. Ehe er aber noch Williams Wohnung erreichte, kam ihm Herr Rohrdommel auf einem Miethpferde entgegen gesprengt, und hätte ihn bei einem Haare, ohne ihn zu kennen, über den Haufen geritten. Neben ihm jagte ein Polizeidiener, den er aufgefordert hatte, ihm seinen verlorenen Neffen suchen zu helfen. Sie waren im Begriff, den Thiergarten zu durchstreifen und in Charlottenburg Haussuchung zu halten, weil sich Eduard bisweilen an diesen Orten vergnügte.

In einer andern Straße stand der Soldat, den er Tages vorher auf Irrwegen geführt hatte, im Kreise einiger Cameraden, und sprach sehr lebhaft mit ihnen. Eduard verhüllte sich das halbe Gesicht mit dem Taschentuche, als hätte er Zahnschmerzen, und trat dann

keck zu der kleinen Gesellschaft, die ihn für einen ächten Kriegsmann hielt, und sich seinen vertrauten Zutritt unbedenklich gefallen ließ. Sein Weingeist hatte eben erzählt, wie er ums Quartierbillet gekommen war, und schilderte nun das ihm daraus entstandene Ungemach. „Ich saß bis Abends um zehn Uhr im Weinhause," sprach er, „und wartete wie ein Narr auf den Narren, der mich dort im Stiche gelassen hatte. Wo sollt' ich nun mein Quartier suchen? Ich hatte den verdammten Zettel nicht angesehn, wußte weder Straße, noch Haus, noch Wirth, und irrte so die halbe Nacht in der Stadt umher. Niemand nahm mich ein; niemand gab mir einen Bissen Brod. Endlich ward ich von der Runde aufgegriffen. Ich mußte bis an den Morgen in der Hauptwache bleiben, und komme jetzt aus dem Einquartierungs-Büreau, wo ich nach vielen Weitschweifigkeiten und Verweisen ein neues Billet erhielt. Man warnte mich derb, es besser in Acht zu nehmen; und wahrlich! nicht der Kaiser soll mir's eher anrühren, bis ich Dach und Fach habe!"

Der horchende Unglücksvogel griff in seine Tasche, gab dem armen Schlucker einen harten Thaler, und murmelte aus dem Tuche hervor: „Camerad, ich fand dieß Geld vorhin auf der Gasse; nimm es hin, und

ertränke deinen Verdruß in Wein!" Das gesagt, entfernte er sich schnell. Die Franzosen sahen ihm, wie einer Wundererscheinung, mit sprachlosem Erstaunen nach.

Er eilte zu William. „Du hast mir eine sehr unruhige Nacht zugezogen;" sagte Dieser. „Gegen zwölf Uhr, als ich eben zu Bett gehen wollte, stürmte die Hausglocke. Es ward zugleich mit Hand und Fuß an die Thür gedonnert. Kurz darauf stürzte dein Oheim zu mir herein, und fragte keuchend, ob du hier seyst, oder ob ich deinen Aufenthalt wisse. Ich sagte nein. Er schlug die Hände über dem Kopfe zusammen, brach in ein Jammergeschrei aus, riß mich unwiderstehlich mit sich fort, setzte zehn oder zwölf Kaffee- und Weinhäuser, wo er dich zu finden glaubte, in Alarm, und rief zuletzt die Polizei zu Hülfe: denn er ließ sich nun nicht ausreden, daß du unter Räuber und Mörder gefallen seyst. Ich machte mich jetzt von ihm los; aber der gute, von Angst und Kummer gefolterte Mann dauerte mich in einem solchen Grade, daß ich ihm beinahe den ganzen Handel entdeckt hätte."

„Das wär' ein schönes Freundschaftsstück gewesen!" rief Eduard.

„Nun, ich habe geschwiegen;" sagte William. „Aber ich bitte dich, wie weit willst du die Geschichte trei-

ben? Soll sich dein Oheim über dich zu Tode grämen?"

„Nein, er soll nur so geschmeidig werden, daß er in meine Verbindung mit Julien willigt."

„Und dahin denkst du den Ehefeind auf diesem Wege zu bringen?"

„Unfehlbar, wenn du nur noch vier und zwanzig Stunden reinen Mund hältst."

„Wohl! das soll geschehn. Bestürmt er mich aber dann noch einmal in solcher Verzweiflung, wie in der vorigen Nacht, so kann ich durchaus nicht länger schweigen." —

Eduard pflegte nun seines Leibes durch Speise, Trank und Schlaf, und rüstete sich so zu der langweiligen Nachtwache, die ihm auf einem harten Stuhle bevorstand. Als er aber in sein Quartier zurückkam, führte ihn Rebecka in ein nettes Stübchen, wo ein gutes Bett für ihn aufgeschlagen war. Er fragte nach der Ursache dieser Veränderung. „Der Herr hat's selbst so angeordnet," antwortete Rebecka. „Unser Soldat, sagt' er, ist ein Mensch von feinen und bescheidenen Manieren, und vermuthlich hübscher Leute Kind: wir wollen auch ein Uebriges thun, sagt' er, und ihn besser quartieren und betten, als seine Vorgänger, die manchmal gern unser Hab' und Gut auf

Eine Mahlzeit verschlungen hätten. Und wie nun der Herr das gesagt hatte, da war's eine Lust zu sehen, wie geschäftig Mamsell Julie Kisten und Kasten aufschloß, Bett= und Leinenzeug herausgab, und hier im Stübchen alles selbst mit schichten und richten half. Ja, Herr, darauf können Sie stolz seyn! Das liebe Kind hat bis jetzt noch keinem Einquartierten zu Gefallen einen Finger geregt."

„Viel Ehre für mich!" sprach Eduard. „Mamsell Julie ist wahrscheinlich die Tochter des alten Herrn?"

„Ei bewahre!" versetzte Rebecka mit einer wichtigen Miene. Darauf sah sie sich um, ob jemand horche, trat näher, und flüsterte ihm traulich ins Ohr: „Nicht seine Tochter — seine Braut! Sie zimpert zwar noch ein wenig, wie die jungen Mädchen thun; doch die Sache wird richtig, und wenn Sie noch eine Weile in Berlin bleiben, so können Sie mit bei der Hochzeit seyn."

„Das hoff' ich," erwiederte Eduard.

Sie bot ihm jetzt Ehren halber ein Abendessen an. Er dankte dafür. Sie trat vergnügt ab, kam aber bald wieder, und sagte: Herr Wipper trage großes Verlangen, mit ihm ein wenig zu plaudern, und bitte um seinen Besuch. Er folgte fröhlich der Einladung,

und hatte das so lange entbehrte Glück, zwei Stunden lang in Juliens Augen, wie in einen Himmel, zu blicken. Es ward viel Liebes und Gutes mit den Augen gesprochen; die mündliche Unterhaltung aber führte Herr Wipper mit nichts als Klagen über die Unersättlichkeit der bisher gehabten Einquartierung. Dagegen überhäufte er seinen gegenwärtigen Gast mit Lobsprüchen, und ließ sich nicht träumen, daß ihm sein gepriesener Held mehr Verdruß machen würde, als alle die andern, über die er sich bitter beschwerte.

Als Eduard am folgenden Morgen ausging, flammten an allen Straßenecken feuerfarbene Bogen Papier vom größten Formate, auf welchen gedruckt stand:

Fünfhundert Thaler zu gewinnen!

Es wird seit vorgestern ein junger Mensch vermißt — (Hier folgte eine ausführliche Beschreibung von Eduards Gestalt und gewöhnlicher Kleidung.) Wer von ihm sichere Nachricht geben kann, empfängt obgedachte Belohnung bei

Daniel Rohrdommel.

Denselben Aufruf fand Eduard bei William in der Zeitung; mit dem erfreulichen Zusatz: „Wenn sich der junge Mann, den sein Oheim mit dem größten Leid=

wesen vermißt, noch am Leben befindet, so wird ihm die unbedingte Bewilligung aller seiner Wünsche, ohne Ausnahme, hiermit öffentlich zugesichert."

„Triumph! mein Spiel ist gewonnen!" rief Eduard. „Nun, Freund, geh hin zu meinem lieben Oheim, und sag' ihm: ich sey aus Verzweiflung über seinen Weiberhaß, der meiner Verbindung mit Julien bisher im Wege gestanden, Soldat geworden, und habe mich in Wippers Haus einquartieren lassen."

„Nichts als Finten und Ränke!" murrte William. „Du kennst meine Abneigung dagegen, und wozu sind sie noch nöthig? Dein Oheim hat ja in der Zeitung erklärt, daß er deine Wünsche erfüllen wolle."

„Das ist mir nicht genug!" versetzte Eduard. „Er muß mich in dieser traurigen Verfassung sehen, muß sich im Geiste vorstellen, wie ich heut oder morgen in die Schlacht ziehe, und vom Donner der Geschütze niedergeschmettert werde. Dann bewilligt er alles, und heirathete wohl selbst anf der Stelle, wenn ich durch kein anderes Mittel zu retten wäre. Weiß er mich aber ausser Gefahr, so tritt er, wie man zu sagen pflegt, auf die Hinterbeine, und es bleibt alles beim Alten."

„Das fürcht' ich ohnedieß;" sagte William. „Der

Oheim wird sich durch dein Blendwerk nicht täuschen lassen."

„Er wird es!" sprach Eduard fest. „Er ist kein sonderlich verschlagener Kopf, und versieht sich von mir keiner Ränke, weil ich bisher, ohne Ruhm zu melden, immer ehrlich und aufrichtig mit ihm umging."

William ließ sich hierauf bewegen, den Gang zum Oheim zu thun, und Eduard begab sich stracks wieder in sein Quartier, um dort die Lösung des Knotens zu erwarten.

Nach Verlauf einer Stunde hörte er im Hause die Stimme des Oheims. Er fragte hastig nach dem einquartierten Soldaten, und wollte vor Ungeduld zu allen Thüren hinein, ungeachtet ihm Rebecka zehnmal die rechte zeigte. Eduard warf sich schnell auf einen Stuhl, und legte, wie tiefsinnig, den Kopf auf die Sorgensäule des Armes.

„Unglückskind!" schrie Herr Rohrdommel, indem er mit offenen Armen herein stürzte. Eduard fuhr auf, wie ein Träumender, und seufzte tief. Der Oheim drückte ihn an seine Brust, und vergoß Ströme von Thränen. „Lieber, böser Junge, ich danke Gott, daß ich dich wieder sehe!" sprach er schluchzend. „Aber in welcher elenden Knechtsgestalt find' ich dich hier!

Hast du denn wirklich, als gemeiner Soldat, zur Fahne des Feindes geschworen?"

„Ja, Herr Onkel, schon vorgestern."

„O weh! o weh! warum hast du mir das gethan?"

„Ich suche den Tod; ich kann ohne Julien nicht leben."

„Weibernarr! Jungfernknecht braus'te Rohrdommel auf, und stieß ihn von sich. „Geh zum Teufel, laß dich todt schießen, du bist keines bessern Schicksals werth!" Er lief bei dieser Verwünschung, wie unsinnig, auf und ab, schlug Schnippchen mit den Fingern, warf den Hut auf den Kopf, und riß die Thür auf, als ob er im Zorne fortrennen wollte. Doch plötzlich fiel er seinem Neffen wieder um den Hals, und rief: „Nein, nein, ich lasse dich nicht! Ich muß dich wieder haben, und soll mich's Haus und Hof kosten!"

„Das rettet mich nicht, lieber Onkel! Aber einige Federzüge geben mich Ihnen zurück."

„Goldjunge, Papier her! Ich will zehn Rieß voll schreiben. Sage nur, was?"

„Eine feierliche Bewilligung für mich, das Mädchen zu heirathen."

„Pah! was werden die französischen Generale darnach fragen!"

„Allerdings! Denn ich nahm Dienste unter der Bedingung, daß ich in diesem Falle sogleich meinen Abschied wieder erhielte.“ —

Mit rollenden Augen und wilden Schritten durchkreuzte Herr Rohrdommel von neuem die Stube, und schnalzte dazu mit den Fingern. Indessen nahm Eduard, wie aus langer Weile, sein Gewehr in die Hand, zog den Hahn auf, setzte ihn wieder in Ruhe, und ließ den Ladestock in den Lauf hinab klirren.

Dieses stumme Spiel dauerte einige Minuten. Dann rief der Oheim mit trotziger Stimme: „Papier her!“

„Sie wollen mich also glücklich machen?“ sprach Eduard freudig.

„Ja, auf vier Wochen! — Dann wird der geplagte Ehemann zum zweiten Mal unter die Soldaten laufen, um nur von der Frau wieder loszukommen.“

Eduard lachte; doch des Oheims ernstes Gesicht schien versteinert, und heftig rief er nochmals: „Papier her!“

„Gleich, bester Onkel! Lassen Sie uns aber zuvor mit Juliens Vormund unterhandeln; denn auch dessen schriftliche Genehmigung muß ich bei dem Regimente vorzeigen.“

„Und wenn er sie verweigert? Was wird dann?“

„So bleibe ich Soldat, und ziehe morgen gegen die Russen.“ —

Der gute, leichtgläubige Mann, der schon einen Schwarm Kosaken auf seinen Liebling ansprengen sah, eilte fort nach dem Zimmer des Vormunds, und brach ohne Anklopfen hinein. Herr Wipper und Julie, die eben bei Tisch saßen, erhoben sich bestürzt. „Gesegnete Mahlzeit, alter Freund!“ rief Rohrdommel. „Ich kann Euch nicht helfen, ich muß Euch stören; mein Anbringen leidet keinen Verzug.“

„Und worin besteht es denn?“ fragte Wipper.

„In der kurzen und runden Bitte, Eure Mündel dem Burschen da zur Frau zu geben.“ —

Der Vormund erstarrte zu einer Säule, und sah dem Freiwerber steif in die Augen.

„Macht geschwind! Euer Essen wird kalt.“

„Wohl wahr!“ sagte Wipper, mit einem sehnsüchtigen Blick nach der Schüssel. „Drum scheint mir Euer Scherz sehr zur Unzeit angebracht.“

„Ei, zum Teufel! wer scherzt denn?“

„Wer kein Narr ist!“ versetzte der Vormund ganz barsch. „Denn nur ein Narr könnte im Ernst von mir fordern, ein Mädchen mit zwanzig tausend Thalern einem fremden, gemeinen Soldaten an den Hals zu werfen.“

„Nun, ich bin der Narr!“ schrie Rohrdommel. „Ich fordre das im Ernst, und ich rath' Euch, Alter, sprecht mir nicht verächtlich von meinem Neffen!“ —

Ein schrecklicher Blitzstrahl erhellte jetzt dem Vormunde das Dunkel der Geschichte. Er sah mit Entsetzen, daß der Wolf in den Schaafstall geschlichen war, und sträubte sich mit den heftigsten Worten und Geberden, ihm das geliebte Lämmchen zu überlassen. „Und wollt' ich auch einwilligen,“ sprach er am Ende, „so bin ich doch fest überzeugt, daß die verständige Julie die Hand des jungen Abenteurers ausschlagen, und sich lieber mit einem gesetzten Manne von reiferm Alter verbinden wird. Nicht wahr? mein Liebchen!“

Er blickte sie bei diesen Worten zärtlich an, und streichelte ihr die Wangen; aber sie schlug die Augen nieder, und schwieg.

„Keine Antwort ist auch eine Antwort!“ sagte Rohrdommel.

„Ja, ich sehe wohl, ich bin verrathen und verkauft!“ rief Elias. „Aber ich will mich, als Vormund, in meiner ganzen Macht zeigen. Ich gebe zu der abgekarteten Heirath durchaus nicht mein Jawort.“

„Das wollen wir wohl sehn!“ schrie Rohrdommel, und faßte ihn an der Brust und schüttelte ihn. „Ihr

müßt Ja sagen! Ihr habt nichts Erhebliches einzuwenden! Und wenn Ihr Euch nicht auf der Stelle zum Ziele legt, so gehen wir mit einander vor Gericht, und Eure Hartnäckigkeit soll Euch theuer zu stehen kommen!"

Elias stutzte, doch kam das streitige Ja noch nicht bei ihm zum Durchbruch. Rohrdommel, glühend wie eine Feueresse, packte ihn auf's neue, zog ihn gewaltsam in einen Winkel, und raunte ihm ein paar Wörtchen ins Ohr, die plötzlich sein Gesicht mit der Farbe des Schreckens überzogen und eine völlige Sinnesänderung bei ihm bewirkten. Man weiß nicht eigentlich, was ihm der Hitzkopf ins Ohr blies; aber es läßt sich vermuthen, daß es Drohungen waren, die auf geheime Gaunerkniffe, wovon der habsüchtige Geldkautz in frühern Jahren nicht ganz rein gewesen seyn soll, Bezug hatten. Kurz, das Nothmittel (das man übrigens nicht loben kann) schlug an, und die beiden Alten entwarfen und unterschrieben sofort eine Urkunde, worin sie in den bündigsten Ausdrücken ihre Einwilligung zum Eheverein der Liebenden ertheilten.

Mit diesem Blatte lief der Scheinsoldat fort, um es, dem Vorgeben nach, seinem General vorzulegen und sich den Abschied ausfertigen zu lassen. Die Re-

gimentskanzlei war bei William. Da ward ein förmlicher Abschied in französischer Sprache geschmiedet, mit erdichteten Namen unterzeichnet, und Williams großes Notariatssiegel, auf welchem sich zufällig ein Adler befand, darauf gedrückt. Die alten Herren, die kein Wort Französisch verstanden, und die lateinische Umschrift des Siegels nicht lesen konnten, waren leicht zu umnebeln, und nickten leichtgläubig mit den Köpfen, als ihnen Eduard den vorgeblichen Entlassungsbrief zeigte. Dem raschen Oheim war es schon genug, daß er den theuren Neffen, der seine Maskentracht bei William abgelegt hatte, in bürgerlicher Kleidung zurück kommen sah. Er sprang, wie ein fröhliches Kind, ihm entgegen, und erdrückte ihn beinahe vor Freuden in seinen Armen.

So wurden Eduard und Julie ein Paar, und die junge schöne Frau that bald nach ihrer Verheirathung Zeichen und Wunder, indem sie den rauhen Weiberfeind so von Grund aus bekehrte, daß er ihr bis auf den heutigen Tag ordentlich den Hof macht. Er, den man sonst nie in Gesellschaft eines Frauenzimmers sah, lustwandelt oft mit ihr Arm in Arm unter den Linden; und neckt ihn darüber ein Bekannter, so sagt er: „Ich war ein ungerechter Thor, daß ich ohne

Einschränkung ein Geschlecht haßte, das freilich zum Theil aus bösen Sieben besteht, aber dagegen auch wahre Engel aufweisen kann. Denn, bei Gott! wer ein so treues, gutes, häusliches Weib hat, wie mein Neffe, der könnte mitten unter den Geistern des Himmels nicht glücklicher seyn.“

V.

Sieg des Edelmuths.

Martin Zander, Obermeister und Oberalter der Fischerinnung im Dorfe Hagenau, war in seiner Art ein sehr angesehener Mann. Sein steinernes Haus erhob sich mit einem brennenden Ziegeldache über strohbedeckte Hütten, und wenn in der Mittagsstunde rings umher kein Schornstein rauchte, so stiegen doch aus dem seinigen die Dampfwolken des wohlbestellten Küchenherdes empor. Auch bezeugte des Ehrenmannes körperlicher Umfang unwidersprechlich, daß er sich nicht mit trocknen und schmalen Bissen begnügte.

Bei diesen Umständen spielte er in seinem Dörfchen, wo er zugleich das Schulzenamt verwaltete, eine große Rolle. Hinter seinem breiten Rücken afterredete zwar der Neid: er habe sein Vermögen nicht durch redlichen Fleiß erworben, sondern in seinen jüngern

Jahren, da er noch behender war und die Taucherkunst übte, einige Geldfässer, die zur Ladung eines verunglückten Schiffes gehört hätten, aus der Tiefe des Stromes herauf geholt und heimlich an sich behalten; doch diese Sage und mehrere von ihm umlaufende böse Gerüchte verstummten, sobald er den Vollmond seines Angesichts zeigte. In allen Hütten lauschte man neugierig hinter den trüben Ochsenaugen der Fenster, wenn er Sonntags, von seiner Ehehälfte begleitet, mit feierlichen Schritten zur Kirche ging. Er trug dann gewöhnlich ein feines, braunes Kleid, das bis an die Kniegürtel herab mit gediegenen silbernen Knöpfen besetzt war. Seine Gattin prunkte nicht minder, und in beider Händen strahlten prachtvolle Gesangbücher. Wer dem stattlichen Paare begegnete, wich ehrerbietig auf die Seite, und verbeugte sich; aber Herr Zander schritt kerzensteif fürbaß, und berührte höchstens das Zobelgebräme seiner Sammtmütze mit den Fingerspitzen.

Ließ er sich bisweilen herab, die sonntägliche Gesellschaft im Wirthshause zu besuchen, so führte er das große Wort, und niemand durfte ihm widersprechen. Er war, mit Ausnahme des Pfarrers und des Schulmeisters, der einzige Zeitungsleser in Hagenau,

und entschied daher an der Trinktafel, wo jene Herren nie Platz nahmen, über Krieg und Frieden. Die Engländer hatten an ihm einen schwärmerischen Verehrer und treuen Bundesgenossen. Er betrachtete sie gewisser Maßen, wegen ihres Reichthums und ihrer neptunischen Geschäfte, als seine Verwandten, und sie galten ihm mehr, als seine leibliche Tochter, die doch ein schönes und gutes Kind war, und sich durch eine edle Gestalt und ein noch edleres Gemüth über tausend andere Landmädchen erhob.

Margarethe verdankte den Vorzug feinerer, doch unverkünstelter Sitten ihrer städtischen Erziehung, die sie vom zwölften bis zum fünfzehnten Jahre bei einer Base genossen hatte. Als sie in die Heimath zurück kam, fand die väterliche Eitelkeit an der Ausbildung ihres Körpers und Geistes großen Gefallen. Gegen jedermann ergoß sich Herrn Zanders Mund in prahlende Lobeserhebungen seiner Tochter. Er drang in die Mutter, für eine glänzende Ausstattung schleunig zu sorgen; denn er sah schon im Geiste von allen Seiten wichtige Freier ankommen, und nahm sich vor, rechts und links Körbe auszutheilen, wenn sich unbedeutende Sponsirer heran wagten. Sein Ehrgeiz rechnete wenigstens auf Pfarrherren, Rittergutsbesitzer oder

angesehene Kaufleute. Einen geringern Eidam wollte er sich durchaus verbitten.

Margarethens Gedanken flogen nicht so hoch. Sie liebte den ärmsten Jüngling des Dorfs; aber Wilhelm Röding war auch der bravste, und Margarethens Liebe machte sein ganzes Erdenglück aus. Diese gegenseitige Zuneigung war nicht neu. Schon in der frühsten Jugend waren die Leutchen unzertrennliche Gespielen. Gretchens Vater hatte damals gegen die herzliche Eintracht der Kinder nichts zu erinnern, und nannte sie oft Bräutigam und Braut. Aber eine Feuersbrunst, die in spätern Jahren Wilhelms wohlhabende Aeltern ihres gesammten Vermögens beraubte, vernichtete auch Zanders freundschaftliche Gesinnungen gegen sie. Er wollte seitdem mit den verarmten Leuten nichts weiter zu thun haben, und des Brautstandes ward vollends gar nicht mehr gedacht. Im Gegentheil litt er nicht einmal, daß Margarethe, bei ihrer Abreise nach der Stadt, ihrem jungen Freunde ein Lebewohl sagte.

Während ihrer dreijährigen Abwesenheit starben Wilhelms Eltern. Ein Oheim, der alte ehrliche Fischer Leuthold, nahm den verwais'ten Knaben zu sich, und gewann durch ihn einen treuen Stab seines Alters: denn Philipp, sein eigener Sohn, befand sich

in der Hauptstadt, hatte dort eine reiche Wittwe geheirathet, und den Titel eines Hof-Fischers erhalten, war aber über diese Standeserhöhung völlig zum Narren geworden.

Der gefällige Tod versetzte ihn, nach einer kurzen, unlustigen Ehe, in den fröhlichsten Wittwerstand und in den Besitz einer nicht unbedeutenden Erbschaft. Kurz nachher machte er eine Reise in sein Vaterdorf, um sich dort, im Glanze eines städtischen Modeherrn, dem staunenden Volke zu zeigen. Er trug goldene Ohrringe, blinzelte durch eine Brille, und eine große englische Dogge ging ihm überall auf der Ferse nach. Gegen seinen Vater und alle andere Bewohner seines Geburtsortes betrug er sich frech, naseweis und hoffärtig; dagegen rühmte er sich eines vertrauten Umgangs mit Standespersonen der Hauptstadt, und sprach von ihnen nicht anders, als wären es seine Dutzbrüder. Der alte Leuthold, dem das windige Wesen seines Sohnes im höchsten Grade mißfiel, zuckte bei dessen Aufschneidereien die Achsel, und seufzte den biblischen Spruch: „So jemand sich lässet dünken, er sey etwas, so er doch nichts ist, der betrüget sich selbst.“ —

Philipp sah Margarethen, sie gefiel seinen bebrillten Augen, und in der nächsten Stunde warb er bei

ihrem Vater um sie. Herr Zander besann sich keinen Augenblick, dem wichtigen Manne, der Vermögen und einen Hoftitel besaß, sein Jawort zu geben. Vergebens warf sich Margarethe vor ihm auf die Knie, und bat weinend, ihrem widerstrebenden Herzen keine Gewalt anzuthun. Er stieß sie mit rauhen Worten von sich, und bestimmte, im Einverständniß mit dem unzarten Bräutigam, den Verlobungstag.

Welcher Schrecken für den armen Wilhelm, als Philipp nach Hause kam, und sich des über ihn erhaltenen Sieges mit schnöden Worten rühmte! Dem Unglücklichen war sein Leben nun nicht mehr lieb. Er ging am einsamen Strome weinend auf und nieder, und stand oft auf dem Sprunge, sich hinein zu stürzen. Doch immer war es ihm, als hielte ihn ein guter Engel zurück.

Um Mitternacht schlich er mit seiner Zither, worauf er oft an Margarethens Seite fröhliche Gesänge und Tänze gespielt hatte, vor ihr Fenster, und sang ein trauriges Lied voll Verzweiflung und Lebensüberdruß. Er hoffte, Meister Zander schlafe so fest, daß er dieses Schwanenlied nicht höre; aber indem Wilhelm am Schluß desselben die Worte sang:

„Ins Fluthengrab
Hinab, hinab!“

stürmte der Alte aus der Thür heraus, und schrie: „Immer ertränke dich, du Lump! An dir ist nichts verloren!“ — Wilhelm floh, von einem Steinhagel und nachgehetzten Hunden verfolgt.

Den Tag hernach hatte Meister Zander, seinem künftigen Eidam zu Ehren, eine große Fischerei angestellt. Wilhelm mußte, als Gehülfe seines Pflegevaters, dabei seyn, und ertrug alle Kränkungen, die ihm von Margarethens Vater und ihrem aufgedrungenen Bräutigam widerfuhren, mit stiller Gelassenheit.

Es war ein schwüler, mit Gewittern drohender Tag. Bei der Heimfahrt, die sich bis gegen Abend verzog, brach das Unwetter aus. Wilhelm, Philipp und dessen Vater saßen in Einem Nachen beisammen. Vor ihnen her ruderte der Obermeister allein. Die sturmbewegten Wellen schäumten und tobten, und trieben mit den leichten Fahrzeugen ihr gefährliches Spiel. Die Schiffer arbeiteten sich muthig hindurch, und hatten beinahe schon ihr Dorf erreicht, als der Sturm zu einem fürchterlichen Orkan wurde. Zander, in seinem fliegenden Kahne stehend, verlor das Gleichgewicht, und fiel in den Strom. „Gott erbarme sich!“ schrie Leuthold, und beschwor seinen Sohn, den Verunglückten zu retten. „Ei was!“ brummte Philipp:

„Soll ich mir meine Kleider verderben? — Der alte Wallfisch kann schwimmen, und wird sich selbst auf's Trockne helfen." — Doch eh' er noch diese Worte völlig ausgesprochen hatte, stürzte sich Wilhelm in die brausende Fluth, und brachte mit Anstrengung aller seiner Kräfte den ohnmächtigen Alten glücklich ans Ufer.

Angstvoll war Margarethe ihrem Vater dahin entgegen gegangen. Sie sah ihn aus einer Lebensgefahr gerettet, von ihrem Geliebten gerettet! Stumm vor Wehmuth dankte sie Diesem mit einem Druck der Hand. In ihren Armen erhielt der Greis sein Bewußtseyn wieder. Er sah den Jüngling ganz durchnäßt vor sich stehen, und fragte sanft: „Entrissest Du mich dem Tode?" — „Gott, durch mich;" antwortete Wilhelm. „Ja, dieser brave Junge war Euer Retter!" rief Leuthold, der jetzt ans Land stieg. „Ich muß dagegen meinen eigenen Sohn bei Euch anklagen. Er versagte Euch seinen Beistand, um seine Kleider nicht naß werden zu lassen." —

„Ich hielt die Sache nicht für so gefährlich;" sagte Philipp mit vornehmer Nachlässigkeit, und rauchte seine Pfeife Tabak ruhig fort.

Zander sah ihn finster an, reichte Wilhelmen die

Hand, und sprach: „Ich danke dir indessen. Morgen reden wir weiter darüber.“

Tages darauf ließ er, zur Feier seiner Lebenserhaltung, ein Freudenmahl bereiten, und Wilhelmen, Leutholden und andere Nachbarn dazu einladen. Philipp erschien als ungebetener Gast. Zander stellte sich, als bemerke er ihn nicht. Als die Eingeladenen versammelt waren, trat er in ihre Mitte, und sprach: „Ich will heute zwei Würfe mit Einem Steine thun, und neben dem Feste meiner Lebensrettung zugleich die Verlobung meiner Tochter feiern.“ — Philipp horchte hoch auf, bückte sich freundlich, und kam mit zierlichen Tanzsprüngen näher. Doch Zander warf ihm die flache Hand entgegen, und sagte: „Wir haben nichts mehr mit einander zu schaffen, Herr Hof-Fischer! Wer einen Lappen auf seinem Leibe höher schätzt, als mich, der ist nicht würdig, mein Schwiegersohn zu werden. — Aber dort steht ein edler Mensch! Ich verachtete ihn — ich höhnte und mißhandelte ihn — ich wollte das Band der Liebe zwischen ihm und meiner Tochter zerreißen — und es wäre daher wahrlich kein Wunder gewesen, wenn er gestern, als ich in den Strom fiel, gedacht hätte: der alte Murrkopf mag immer da enden, daß er nicht weiter hadern, und dich von deinem

Mädchen verdrängen kann. — Aber so menschenfeindlich dachte Wilhelm nicht. Er rettete mit eigener Lebensgefahr seinen Feind, und erwarb sich dadurch einen Freund, einen Vater, ein liebes Weib, und Haus und Hof." —

Das gesagt, führte er das frohbestürzte Mädchen dem hochherzigen Jüngling zu, und vereinigte segnend ihre Hände.

Jedermann glaubte, Philipp würde einen lebhaften Einspruch thun, oder sich mit empfindlichen Aeußerungen entfernen. Doch er blieb, warf sich in die Brust, und sagte mit einer frechen Miene: „Ich danke Euch, Herr Zander, daß Ihr mich von einer Fessel, die ich mir aus Uebereilung anlegte, wieder befreit. In großen Städten lebt ein unverheiratheter Mann viel glücklicher, als ein Anderer, der nach jedem lustigen Tage, den er sich ausser dem Hause gemacht hat, eine Gardinenpredigt erwarten muß. Ein Großstädter, wie unser einer, verträgt sich allenfalls nur mit einer in Residenzen erzogenen Gattin, die mit den dort herrschenden Sitten bekannt ist, und an den liebenswürdigen Ausgelassenheiten eines Weltmanns kein Aergerniß nimmt." —

„Hört doch," rief Zander, „hört doch, wie der

Fuchs die Traube, die er nicht erreichen kann, für sauer erklärt!“ —

Es erscholl ein weidliches Gelächter; doch war es nicht mächtig genug, den Unverschämten von dannen zu treiben. Er setzte sich ohne Umstände mit zu Tische, und plauderte vom Hof= und Stadtleben, wie ein geschwätziger Staar. Es erging ihm aber auch wie diesem unnützigen Vogel: man achtete nicht seines Geplärrs, sondern ergötzte sich nur an den beiden Liebenden, die glücklicher und zufriedener waren, als besäßen sie alle Throne und Hauptstädte der Welt.

VI.

Bestrafte Ruhmredigkeit.

Herr Arnold, ein unverheiratheter Mann von einigen dreißig Jahren, besaß in einer volkreichen Stadt ein schönes Haus, das wir mit einer Symphonie von Mozart oder einem andern berühmten Tonkünstler vergleichen wollen, weil wir die neuerlich verkündigte ästhetische Lehre, daß die Baukunst gefrorne Musik sey, in gläubiger Demuth annehmen. — Arnolds steinerne Symphonie war ein Werk von solchem Umfange, daß zehn Familien darin Platz gehabt hätten; er aber breitete sich in dem weiten Raume ganz allein aus, und zeigte sich meistens den ganzen Tag, mit einem Buche in der Hand, am Fenster. Mit dem Schlage der Mittagsstunde ging er, sehr sauber gekleidet, in ein öffentliches Gasthaus, nahm dort, getrennt von den übrigen Gästen, in einem einsamen Zimmer seine

Mahlzeit ein, und eilte dann, ohne mit Jemand ein Wort gewechselt zu haben, in sein Kloster zurück.

Aus dem allen ergibt sich, daß er ein ungeselliger Sonderling war. Er hatte keinen Umgang als mit seinen Verwandten; und auch mit diesen kam er einzig und allein an den hohen Festen, zu Ostern, Pfingsten und Weihnachten, an einer kleinen, nur aus drei Personen bestehenden Familientafel zusammen. Jeden ersten Feiertag machte sein Mühmchen, Ulrike Rebhuhn, die Wirthin; den folgenden Tag gab Vetter Kiesling ein Gastmahl von drei Gedecken, und am dritten Feiertage erwiederte Arnold Gleiches mit Gleichem. Bei diesem letztern Schmause ward aber mehr gegähnt als gesprochen, weil Wirth und Gäste den seichten Born ihrer Unterhaltung schon in den vorigen Tagen erschöpft hatten.

Ulrike war eine vierzigjährige Jungfrau, die jedoch das Gelübde des ehelosen Lebens noch keinesweges gethan hatte. Es warben auch fort und fort, von ihrem nicht unbeträchtlichen Vermögen angelockt, mancherlei Glücksjäger um ihre Hand; aber sie hütete sich, ihr gutes Gold gegen die falsche Münze der Liebesheuchelei umzusetzen. Im Gegentheil wollte sie selbst durch Heirath ein ansehnliches Aufgeld gewinnen. Zu

dieser Absicht hatte sie den reichen Arnold scharf auf dem Korne, und legte es seit vielen Jahren zu Ostern und Pfingsten darauf an, daß er ihr sich und seine Habe zum Weihnachtsgeschenk darbringen sollte. Doch der kalte Mann blieb immer abgeneigt, sie durch diese Bescherung zu erfreuen. Er bemühte sich vielmehr, den Vetter Kiesling zum Blitzableiter ihrer Zärtlichkeit zu brauchen. Aber dieser geitzige Cyniker, der sogar das Waschwasser schonte, war der zierlichen Ulrike ein Dorn im Auge. Er schlotterte beständig, seinen Verwandten zur Schande, in geschmacklosen Kleidern herum, kaufte bei öffentlichen Versteigerungen, die er täglich besuchte, alles alte Gerümpel, das er wohlfeil erhalten konnte, und schämte sich nicht, einen eroberten Borstbesen oder eine Ofengabel selbst nach Hause zu tragen.

Einst gegen Ostern, als Ulrike schon zu dem gewöhnlichen Gastmahle die nöthigen Zurüstungen machte, verschwand Herr Arnold. Man sah ihn weder am Fenster noch auf der Straße, und seine Hausthür war fest verschlossen. Die Nachbarn, denen er, da er täglich Punkt zwölf Uhr ausging, als Sonnenzeiger und Mittagsglocke gedient hatte, vermißten ihn mit Verwunderung. Es ward viel darüber gesprochen. Ulrike

und Kiesling erfuhren es, und machten sich eilig auf die Beine, um sich von der Wahrheit des Gerüchts zu überzeugen.

Sie klopften zu verschiedenen Tageszeiten an die Pforte der Einsiedelei, aber niemand that ihnen auf. Was sollten sie denken? Bei jedem Andern konnte man sich vorstellen, daß er eine Reise unternommen habe; aber Arnolds, des menschenscheuen und bequemen Arnolds eiserne Lebensgewohnheit ließ diesen Gedanken nicht aufkommen. Eher mußte man glauben, daß er plötzlich in seiner Wohnung gestorben sey. Diese Vermuthung ward immer wahrscheinlicher, und bewog die Verwandten, das Haus gerichtlich öffnen zu lassen. Man fand die Zimmer in der zierlichsten Ordnung, aber keinen entseelten Leichnam, wie man erwartet hatte.

Kurz darauf, am ersten Ostertage, saßen Kiesling und Ulrike beisammen, und genossen, unter langweiligen Gesprächen über den so räthselhaft verschwundenen Drittmann, das übliche Festmahl. Da kam ein eilender Unglücksbote mit der Nachricht: es sey am Ufer des Stroms ein todter Körper angeschwommen, der allgemein für Arnolds Leiche gehalten werde. — Ulrike hatte sofort eine schickliche Ohnmacht bei der

Hand. Herr Kiesling hinderte sie nicht im geringsten, diese Förmlichkeit zu beobachten. Er zog gelassen seine Schreibtafel aus der Tasche, und berechnete mit der größten Gemüthsruhe den auf ihn fallenden Antheil der Erbschaft. Indessen lebte die Dame aus ihrer theatralischen Erstarrung wieder auf, und ihr Gesellschafter, der gern des erfreulichen Todes völlig gewiß seyn wollte, lud sie ein, sich mit ihm an den Strom zu begeben.

Da lag denn wirklich am Ufer ein aus dem Wasser gezogener Leichnam, den Beide für ihren Vetter erkannten. Die Verwesung hatte zwar schon das Gesicht angegriffen und etwas zerstört; doch die ganze Gestalt, und besonders die Kleidung, bewiesen unwidersprechlich, daß Arnold der Verunglückte sey. Ihn umhüllte derselbe braune Frack, den er gewöhnlich trug, und den, nebst den übrigen Kleidungsstücken, sein Leibschneider, der sich unter dem versammelten Volke befand, für Schöpfungen seiner Hand erklärte. Aber den Hauptbeweis, daß man sich in der Person des Ertrunkenen nicht irre, gab das Hemd, das mit Arnolds Namen bezeichnet war.

Bei diesen Umständen hielt es Ulrike für eine heilige Pflicht, ein ehrenvolles Begräbniß zu besorgen.

Aber Kiesling, mit dem sie, nach der Rückkehr in ihre Wohnung, darüber sprach, behauptete: ein muthmaßlicher Selbstmörder sey es nicht werth, daß man sich seiner annehme; man müsse ihn ganz verläugnen, und es der Obrigkeit anheim stellen, ihn unter die Erde zu bringen. „Himmel!“ rief Ulrike, „wie könnt' ich ein solches Kieselherz haben? Wie könnt' ich den Mann ohne Sang und Klang an der Kirchhofsmauer verscharren sehen, der wahrscheinlich aus Verzweiflung in die Fluthen sprang, um das Feuer einer geheimen Leidenschaft zu löschen?“ — Kiesling klotzte sie an und fragte, was sie mit diesen dunkeln Worten sagen wolle. „Das begreift so ein Eisbär, wie Ihr, freilich nicht!“ antwortete sie. „Aber ich weiß es leider nur zu gewiß, daß ich, obgleich schuldlos, Arnolds Mörderin bin. Er liebte mich: doch meine jungfräuliche Strenge — —“ Kiesling fiel ihr mit einem schmetternden Gelächter ins Wort, und benahm ihr damit die Lust, ihr Hirngespinst weiter zu entwickeln.

Arnolds stiller und sittlicher Lebenswandel begünstigte den milden Glauben, daß er zufällig im Wasser verunglückt sey. Die Obrigkeit und die Geistlichen fanden daher kein Bedenken, eine feierliche Beerdigung zu gestatten. Ulrike veranstaltete sie mit verschwen-

derischem Pomp, und bestellte bei dem berühmtesten Bildhauer des Orts einen prächtigen Leichenstein. Der geizige Miterbe regte sich nicht weiter dagegen, weil sie großmüthig erklärt hatte, die Kosten der Bestattung und des Grabmahls allein zu bestreiten.

Das konnte sie denn auch leicht. Arnolds hinterlassenes Vermögen betrug wenigstens fünfzig tausend Thaler. Es ward anfangs mit gerichtlichem Siegel belegt; da aber Kiesling und Ulrike ihr gemeinschaftliches Erbrecht erwiesen und ihnen kein anderer Anspruch in den Weg trat, so ließ man ihnen bald freie Hand, sich in den Nachlaß zu theilen.

Hierzu rüsteten sie sich wie zu einer Gerichtsfehde. Kiesling erkor den streitbarsten Advokaten der Stadt zu seinem Kampfgehülfen, und Ulrike, die gegen einen solchen Helden nicht allein bestehen zu können glaubte, wählte sich einen andern, der ebenfalls ein berühmtes Mundschwert besaß. Mit diesen Bundesgenossen begaben sie sich auf den Kampfplatz im Hause des Erblassers, und führten über jedes einzelne Stück des Hausgeräths und Kleidervorraths einen hitzigen Zungenkrieg. Sie stritten vom Morgen bis in die Nacht, und hatten sich noch kaum über den dritten Theil der Gegenstände aus einander gesetzt.

Der Nachtwächter verkündigte eben die zehnte Stunde, als sie über einen alten Schlafrock im heftigsten Zanke begriffen waren. Kiesling und sein Sekundant behaupteten: der Schlafrock sey ein Stück des Heergeräthes, und gebühre daher dem männlichen Erben. „Was ist Heergeräth?“ versetzte Ulrikens Partisan. „Es ist die Kriegsrüstung des Mannes, sammt allem andern Geräthe, das im Kriege und zu dessen Führung erfordert wird. Also paßt der Schlafrock nicht in dieses Fach; denn der Soldat braucht keinen. Es mag zwar wohl in vorigen Zeiten mancher alte General damit versehen gewesen seyn, und sich auch besser, als in den Harnisch, darein geschickt haben; doch solche Ausnahmen von der Regel können hier nicht entscheiden.“

Trotz dieser vernünftigen Vorstellung bestand die Gegenpartei auf ihrem Kopfe, und Kiesling wollte sich in den Besitz des streitigen Kleinods mit Gewalt setzen. Er warf es auf den Platz, wo er seine schon abgetheilten Erbstücke aufgehäuft hatte. Ulrike zog es wieder nach ihrem Gebiete hin. Jener ließ die Beute nicht fahren; und so standen sie mit grimmigen Gesichtern und funkelnden Augen einander gegen über, und zerrten und zogen an dem mürben Schlafrock so

lange, bis er in der Mitte von einander riß, und Beide, mit einer Hälfte in der Hand, rücklings zu Boden fielen.

Die Rechtsgelehrten brachen unaufhaltsam in ein Gelächter aus, und jeder von ihnen half seiner Partei wieder auf die Füße. „Lassen Sie mich einen Vorschlag zur Güte thun!“ sagte der Eine. „Friede nährt, Unfriede verzehrt! Davon sehen wir an diesem unglücklichen Schlafrock ein trauriges Beispiel. Wie wär' es daher, wenn Sie durch eine zärtliche Vereinigung aller Fehde ein Ende machten? Sie sind beide noch unvermählt, sind beide weder zu jung, noch zu alt, in den Stand der Ehe zu treten: was hält Sie ab, sich mit einander zu verbinden, und auf diese Art der schönen Erbschaft unzertrennt zu genießen?“ —

„Ein herrlicher Einfall, bei meiner Seele!“ rief Kiesling.

„Das glaub' ich!“ sprach Ulrike mit einem schnöden, gezierten Tone. „Der Herr Vetter könnte sich diesen Vorschlag ohne Bedenken gefallen lassen.“

„Ho! ho!“ fuhr Jener auf. „Es ist noch die Frage, wer dabei gewinnen oder verlieren würde. Aber ich wag's!“

Mit diesen schmeichelhaften Worten bot er ihr seine lange, dürre Hand. Sie wandte sich und schüttelte sich, als griffe der Tod nach ihr. Doch der Anwald, der sich zum Ehestifter aufgeworfen hatte, stellte ihr den Vortheil, die ganze ungetheilte Erbschaft zu erheirathen, mit so eindringender Beredtsamkeit vor, daß dadurch der unempfindliche Stein ihres Herzens bewegt wurde. Sie verbesserte nach und nach die unartige Stellung, in welcher sie dem verhaßten Freier den Rücken zukehrte; und als sie so ihre Vorderseite langsam herumgeschraubt hatte, sagte sie mit einem feierlichen Tone: „Ich weiß, Herr Vetter, daß ich die feine, zartfühlende Seele, die mich bis zum Sterben liebte, in Ihnen nicht wieder finde. Sie sind ein ungeschliffener — Diamant, denn Ihr Gemüth ist im Grunde nicht böse; und bloß in dieser Rücksicht will ich mich zu dem heiligen Bunde, der allen weitern Streit zwischen uns aufhebt, entschließen. Ich bedinge mir jedoch, daß Sie die rauhe Rinde, die Sie umgibt, abwerfen, und sich besonders des Aus- und Eingangs in den schmutzigen Höhlen der öffentlichen Versteigerungen gänzlich enthalten. Wagen Sie es ja nicht, wenn wir verbunden sind, Ihr bisheriges Trödlerleben fortzusetzen, und Ofengabeln oder andern solchen

Plunder in eigener hoher Person über die Straße zu tragen! Thun Sie das nur ein einziges Mal, so lasse ich mich schnell wieder scheiden!" —

Kiesling hörte diese Vorhaltung ruhig an, versprach mit Hand und Mund, sich zu verfeinern, und so kam auf der Stelle die Verlobung des edlen Paares zu Stande. Es wurden Ringe gewechselt, und alle schon abgetheilten Erbstücke, zum Zeichen des nun gemeinschaftlichen Besitzes, durch einander geworfen.

Während dieses lustigen Tumults bemerkte man nicht, daß ein Wagen am Hause vorfuhr. Es kamen Leute die Treppe herauf; die Stubenthür ward ohne Anklopfen geöffnet, und herein trat — Herr Arnold, von einem jungen Frauenzimmer begleitet. —

Ulrike sank mit einem Schrei auf den Sopha; ihr Bräutigam kroch unter den Tisch; die beiden Advokaten faßten, wie furchtsame Kinder, einander an, und zogen sich rückwärts in einen Winkel.

Der vermeinte Geist blickte die unerwartete Gesellschaft eine Minute lang stumm und bewegungslos an, und verließ dann erst die Thürschwelle, um seine Verwandten zu begrüßen. Aber Ulrike lag, wie entseelt, mit geschlossenen Augen da, und Kiesling, zu dem er sich unter den Tisch bückte, strampelte mit den Beinen

wie ein Besessener, und verbat sich hiermit alles Gespräch. So überall abgewiesen, ging er den Sachwaltern zu Leibe, und fragte: wie er zu der Ehre komme, sie in seiner Wohnung zu finden.

Der Muthigste von ihnen erwiederte: die ganze Stadt glaube, er sey auf nassem Wege in die Ewigkeit gegangen, und seine Verwandten hätten sich deßhalb hierher verfügt, um seine fahrende Habe zu theilen.

„Das ist lustig!" rief Arnold. „Man hielt mich für todt, und ich will nun erst anfangen zu leben."

Indem er so wie ein frischer und gesunder Mensch sprach, richtete sich Ulrike hinter seinem Rücken langsam auf. Auch ihr Bräutigam schlüpfte leise unter dem Tische hervor und setzte sich neben sie. Arnold führte nun seine Begleiterin zu ihnen hin, und sagte: „Meine Werthesten, ich habe das Vergnügen, Ihnen hier meine Frau vorzustellen."

Ulkrike sprang wie eine Furie auf. „Was sind das für höllische Blendwerke, die meinen Geist ganz verwirren! Sie ertrinken, mein Herr! werden in Ihrem alltäglichen braunen Frack aus dem Wasser gezogen, werden mit möglichster Pracht und einer Leichenpredigt begraben, und machen dann Hochzeit!" —

„Wie?" rief Arnold: „Ertrunken? In meinem

braunen Frack? — O, der arme, unglückliche Mann!“ —

Es war nämlich, wie er nun erzählte, vor einiger Zeit ein dürftiger, von allen Nothwendigkeiten des Lebens entblößter, für einen reißenden Künstler sich ausgebender Fremdling zu ihm gekommen, hatte ihn um Unterstützung gebeten, und unter andern Gaben eine vollständige Kleidung von ihm erhalten. Aber bald nachher mußte er, wie sich jetzt zeigte, aus Lebensüberdruß in den Strom gesprungen oder durch einen widrigen Zufall hinein gerathen seyn; und so war während der Zeit, daß Arnold, nach vieljährigen Einladungen, einen entfernten Freund besuchte, sich in dessen Nichte verliebte und Hochzeit machte, die wunderbare Irrung entstanden.

Ulrike gerieth bei dieser Entwickelung ganz ausser sich, und ihre Lage war in der That nicht beneidenswerth. Sie hatte einen stockfremden Menschen mit großem Aufwande begraben lassen, hatte sich wegen einer Erbschaft, die nun wie ein Traum verschwand, mit einem unleidlichen Gesellen verlobt, und der Mann, der sich aus Liebe zu ihr getödtet haben sollte, trat ihr mit einem jungen, schönen Weibchen unter die Augen. Wäre diese unselige Erscheinung ihr allein sichtbar geworden, so hätte sie sich allenfalls darüber

beruhiget: aber sie ward dadurch vor der ganzen Stadt zu Schanden, da sie überall herum geprahlt hatte, daß Arnold zum Sterben in sie verliebt gewesen sey, und ihre Sprödigkeit ihn in die Wellen gejagt habe. Die Vorstellung dieser öffentlichen und unauslöschlichen Schmach ergriff sie so heftig, daß sie in eine neue Ohnmacht fiel. Wir verlassen sie darin ohne Bedauern, weil eitle Ruhmredigkeit, sie zeige sich in welchem Felde sie will, Strafe verdient.

VII.

Der Dechant von Badajoz.

Das Hochstift zu Badajoz in Spanien erfreute sich vor uralter Zeit eines sehr gelehrten Dechanten, der durch seine Weisheit und Beredtsamkeit den Beinamen Goldmund gewann. Aber die leidigen Blasebälge des Ruhms und der Schmeichelei, die dem geistlichen Herrn immer in die Ohren hauchten, blähten ihn so auf, daß ihm seine Dechanei zu enge ward. Er dünkte sich eines Erzbisthums oder gar der dreifachen Krone würdig; doch sah er keine Möglichkeit, dahin zu gelangen, und das quälte ihn Tag und Nacht.

Während dieser Gährung seines unzufriedenen Gemüths erscholl das Gerücht: es hause in der Gegend von Toledo ein Schwarzkünstler, Namens Mendoza, der unerhörte Wunderthaten verrichte. „Ei, so kann er auch vielleicht einem Dechanten zum Bischofsstabe verhelfen!“ sagte Gold=

mund zu sich selbst. „Es ziemt zwar einem Geistlichen nicht, mit solchen anrüchtigen Leuten zu verkehren: aber, vom Teufel der Ehrsucht besessen, bin ich gezwungen, bei einem Teufelsbanner Hülfe zu suchen."

Er sprach's, ließ sein Maulthier satteln, und ritt gen Toledo. Unfern davon lebte Mendoza auf einem Dorfe. Sein Wohnhaus war leicht zu finden, denn Krüppel aller Art, die von ihm geheilt seyn wollten, hatten sich vor seiner Thür gelagert. Der Dechant sprengte sie auseinander, band seinen Maulesel an den Pfortenring, und ging mit dem Pfauenschritt des Stolzes ins Haus hinein.

Mendoza, ein silberhaariger Greis, empfing ihn mit ernster Feierlichkeit. Er trug ein schwarzes Gewand und einen wilden, struppigen Bart, der damals das Aushängeschild der Weisheit war, und jetzt an vielen Köpfen (die kriegerischen ausgenommen) das Handwerkszeichen der Thorheit ist. — „Sennor!" sagte Goldmund: „es ist kaum nöthig, daß ich mich Eurer Allwissenheit nenne. Ich bin der Dechant von Badajoz, und gelte für einen Meister in Künsten und Wissenschaften, doch bin ich gekommen, um Euer Schüler zu werden. Lehrt mich Eure Weisheit, die das Geisterreich beherrscht, und sich sogar das widerspenstige Glück

unterwirfst! Ich brenne vor Begierde, mich auf den Flügeln der Magie zu hohen geistlichen Würden zu erheben; und gelingt mir das, Sennor, so werde ich mich dafür gegen Euch sehr dankbar bezeigen." —

„Dankbar?" — sagte Mendoza mit ungläubigem Lächeln. „Die Menschen, Herr Dechant, sind ein undankbares Geschlecht. Das ist ein Erfahrungssatz, den wohl am wenigsten ein Priester widerlegen würde." —

„Was hör' ich!" rief Goldmund. „Ihr beschuldigt die Glieder meines Standes vor allen andern Menschen der Undankbarkeit? — Wohlan, versuchts mit mir! Ich werde die Ehre meiner Amtsbrüder auf eine glänzende Weise retten."

„Ein Wort, ein Mann!" sagte Mendoza. „Auf dieses Versprechen will ich meinen Unterricht wagen." —

Er öffnete jetzt eine Thür, die nach der Küche hinaus ging, und rief mit lauter Stimme: „Anna, stecke zwei Rebhühner an den Spieß! Der Herr Dechant speiset hier."

Darauf führte er seinen Gast in ein schwarzberauchtes, mit Zauberbüchern und Geräthen der Goldmacherkunst angefülltes Gewölbe, das er seine Werkstatt nannte. Die größte Merkwürdigkeit dieses Gemachs waren einige kleine schwarze Teufelchen, die, in gläserne Fla=

schen eingeschlossen, den ankommenden Fremdling mit drolligen Verbeugungen und Freudensprüngen begrüßten.

„Setzt Euch, Herr Dechant!“ sagte Mendoza. „Meine Weisheit ist trocken; wir wollen sie mit gutem Wein befeuchten.“

Er hob am Fußboden eine Fallthür auf, stieg mehrere Stufen hinab, kehrte mit einem steinernen Kruge zurück, schenkte daraus zwei Becher voll, nahm vom Sims eine krystallene Phiole, und goß aus derselben, unter dumpfem Gemurmel unverständlicher Zaubersprüche, ein paar purpurfarbene Tropfen in den Pokal, den er dem Dechanten, mit freundlicher Nöthigung zum Trinken, hinreichte. Goldmund trank. Wie lange sie aber gebechert haben, darüber sind keine sichere Nachrichten vorhanden, und wir haben auch wichtigere Dinge zu melden.

Es starb nämlich bald darauf der Bischof von Badajoz, und der erledigte Krummstab ward unserm Dechanten ertheilt. Von allen Seiten strömten ihm Glückwünsche zu. Auch Mendoza erschien in Person, und empfahl sich seiner Gunst und — Erkenntlichkeit: denn die Erschaffung des neuen Bischofs war sein Werk. Der Hochwürdige dankte seinem Beförderer unter vier Augen mit den lieblichsten Worten, bat aber

um Verzeihung, daß sich seine Dankbeflissenheit nicht sofort thätig erweisen könne. „Ich muß mich jetzt,“ sprach er, „auf einen höhern Fuß einrichten, und diese dringenden Ausgaben erschöpfen meinen Seckel. Zieht aber deßhalb Eure Hand nicht von mir ab, lieber Freund! Arbeitet mich vielmehr noch höher empor, und der verschobene Abtrag meiner Schuld soll Euch treffliche Zinsen tragen.“

Mendoza verbeugte sich und nahm die Anweisung auf die Zukunft ohne Widerspruch an. Er trieb seine Artigkeit noch weiter: er ließ sich in Badajoz nieder, und ging Sr. Hochwürden in allen Geschäften mit Rath und That an die Hand. So saß denn gewissermaßen der Teufel auf dem bischöflichen Stuhle. Doch er spielte seine Rolle untadelhaft, und mischte die Karten so geschickt, daß der Ruhm des Bischofs von Badajoz durch ganz Spanien erscholl, und er nach kurzer Zeit zum Erzbischof von Sevilla ernannt wurde. Auf der Reise dahin hörte er von tausend Lippen das alte spanische Sprichwort: „Wem Gott wohl will, dem gibt er in Sevilla zu essen.“

Auch dahin folgte ihm Mendoza, und nahm sich bald nach ihrem Einzuge die Freiheit, seinen hochwürdigsten Schuldner um die versprochene Belohnung höf-

lich zu ersuchen. „Ich begehre kein baares Geld;“ setzte er mildernd hinzu: „Ich erbitte mir blos ein Pfründchen für meinen Sohn, der eben jetzt seine gelehrte Laufbahn auf der hohen Schule zu Toledo vollendet hat.“

„Ich werde seiner bestens gedenken;“ sagte der Erzbischof: „Laßt uns nur einen günstigern Zeitpunkt erwarten. Ich muß erst noch verschiedene andere Schützlinge, die mir von hoher Hand empfohlen wurden, unter Dach bringen. Sobald ich mir aber diese lästigen Menschen vom Halse geschafft habe, werde ich mich der Sorge für Euren lieben Sohn mit ganzer Seele widmen, und er soll bei diesem Verzuge gewinnen: denn ich steige wahrscheinlich indessen noch ein Stüfchen weiter zum Vatikan hinauf, und je höher ich stehe, je mehr kann ich für meine Freunde wirken.“ —

Der Magus ließ sich abermals beschwichtigen, und fuhr unermüdet fort, alle Zaubermaschinen, die ihm zu Gebote standen, für seinen Gönner in Bewegung zu setzen. Sein Diensteifer hatte auch bald die ersprießliche Folge, daß Seine päpstliche Heiligkeit dem Erzbischof den rothen Hut übersandte, und ihn nach Rom berief, um dort, gleich den übrigen Fürsten der Kirche, im Cardinals-Collegium Sitz und Stimme zu

haben. Alle Welt staunte über des Emporkömmlings reißende Fortschritte; doch er selbst fand sie lediglich seinen hohen Verdiensten angemessen, und betrachtete das Glück, das ihn so wundersam auf den Händen trug, als einen unnützen Knecht, der nichts weiter als seine Schuldigkeit thue.

Mendoza begleitete den Cardinal nach Rom. Seine Eminenz bezeigte sich dort, wie überall, sehr gnädig gegen ihn, aber von Pfründen oder andern Belohnungen war nicht die Rede. Er sah sich endlich gezwungen, ein leises Mahnwörtchen fallen zu lassen. „Geduld, Alter!" sagte der Cardinal: „wir wollen nächstens unsere Rechnung abschließen. Ich gleiche jetzt einem Manne, der sich unter Weges befindet und nur noch eine kleine Strecke von dem Orte seiner Bestimmung entfernt ist. Er hat nicht Zeit sich aufzuhalten; er verschiebt alle Geschäfte bis zum ruhigen Ziele der Reise. — So auch ich. Mein Ziel ist der päpstliche Stuhl. Du und das Glück werden mich bald hinauf heben. Der heilige Vater wanket alt und schwach seiner Grube zu; er kann nicht lange mehr herrschen; und nach allem, was bisher mit mir vorging, ist es außer Zweifel, daß ich zu seinem Nachfolger gewählt werde. Dann, Freund, dann sollst Du den Vorwurf

des Undanks, den Du einst den Priestern machtest, durch das Oberhaupt der Kirche stattlich widerlegt sehen.“ —

Was geschah! Der Papst starb; die Cardinäle bezogen die gewöhnlichen Wahlzimmer im vatikanischen Pallaste, und Mendoza ließ sich in Goldmunds Zelle, als dessen Famulus, mit einschließen. Aber der vorgebliche Diener beherrschte durch seine geheimen Künste die erlauchte Wahlversammlung, und zauberte glücklich unserm spanischen Cardinal die päpstliche Krone auf's Haupt.

Der neue Statthalter Gottes hatte nun nicht nur die Schlüssel des Himmels, sondern auch die Schlüssel zu einer ergiebigen Schatzkammer in den Händen, und durfte nur einen tapfern Griff hinein thun, um den Schöpfer seiner Größe und Herrlichkeit zufrieden zu stellen: aber dessen ungeachtet bekam der Zauberer nicht so viel, als man vom Nagel blasen kann. Der heilige Vater bereicherte blos, nach dem Beispiele seiner Vorfahren, eine Schaar von Verwandten, die, gleich einem Schwarme hungriger Fliegen, aus Spanien anlangte.

Mendoza blieb lange Zeit ein geduldiger Zuschauer. Da man aber seiner ganz vergaß, und ihn, dessen Hülfe nicht weiter nöthig war, als eine Null im Vatikan behandelte: so faßte er sich endlich ein Herz, den un-

dankbaren Papst an die hohen Versprechungen des Dechanten, des Bischofs, des Erzbischof und des Cardinals zu errinnern. Er that es mit der bescheidensten Demuth; aber stolz sah der heilige Vater auf ihn herab, und sagte mit furchtbarer Stimme: „Wie kannst Du Dich erfrechen, die Aemter und Würden, die mir durch Gottes Gnade zu Theil wurden, auf Deine Rechnung zu schreiben? — Dein Bekenntniß, daß Du Werke der Finsterniß treibst, überliefert Dich dem peinlichen Gericht und dem Tode: doch aus besonderer Huld will ich die verdiente Lebensstrafe in Verbannung verwandeln. Hebe Dich aus meinen Augen, verlaß sofort die Stadt Rom, und innerhalb dreier Tage den Kirchenstaat! — Findet man Dich nachher noch irgendwo auf meinem Gebiete, so ist der Scheiterhaufen Dein Loos!“ —

Unerschrocken, ohne Vertheidigung, ohne Vorwurf, ließ Mendoza diesen Bannspruch auf sich herab donnern, wandte sich kaltblütig, und rief: „Anna, ziehe die Rebhühner vom Spieße! Der Herr Dechant speiset nicht hier!“

Der heilige Vater schauderte bei diesen Worten zusammen, rieb sich die Augen, und mit Schrecken sah er sich aus dem prächtigen vatikanischen Pallaste in

die rußige Werkstätte des Schwarzkünstlers versetzt, wo er in einem alten Lehnstuhle den schönsten Traum seines Lebens geträumt hatte. — Wie man in manchem Schauspiele von Shakspeare die Begebenheiten einer Reihe von Jahren in drei Stunden auf der Bühne darstellen sieht: so war Herr Goldmund, von einem Zaubertrank berauscht, in noch kürzerer Zeit Bischof, Erzbischof, Cardinal und Papst gewesen, und taumelte jetzt wieder als Dechant von Badajoz aus den hölzernen Armen eines gebrechlichen Schlafsessels empor. Mendoza, der Baumeister jener Luftschlösser, sah ihm scharf ins Gesicht; die Teufelchen in den gläsernen Kerkern sprangen mit Gelächter auf und nieder, und klatschen in die Hände. Der entthronte Priester konnte vor Scham, daß er in der mit ihm angestellten Herzensprüfung so schlecht bestand, die Augen nicht aufschlagen. Er stürzte, ohne Abschied zu nehmen, zur Thür hinaus, fand seinen Maulesel an der Hauspforte noch angebunden, schwang sich auf, und trabte durch Nacht und Nebel wieder nach seiner Dechanei zu.

Kaum war er einen Büchsenschuß weit geritten, als hinter ihm eine Person, so rasch und unhöflich aufsprang, daß sie ihn beinahe vom Esel geworfen hätte. Wild sah er sich um. Himmel! da erblickte er einen

langen, schwarzen, gehörnten Unhold, dessen feurige Augen, wie Laternen, durch die Finsterniß leuchteten. Mit Entsetzen fuhr der Dechant im Sattel empor, um dem schrecklichen Reisegefährten den Esel allein zu überlassen; aber der Schwarze legte ihm seine Drachenklauen freundschaftlich auf die Achseln, und sagte: „Bleib, Pfäfflein, bleib! Ich wollte Dir nur die Lehre mit auf den Weg geben, daß Undank sogar in den Augen des Teufels ein abscheuliches Laster ist.“ —

VIII.

Der natürliche Sohn.

Am Abend eines heißen Tages ging Hannchen mit leichten Schritten zwischen den Gartenbeeten auf und nieder, und trinkte Pflanzen und Blumen. Plötzlich zog ihr jemand, der hinter ihrem Rücken heran geschlichen war, die Gießkanne aus der Hand. Erschrocken wandte sie sich. Da stand Robert, ihr erklärter Liebhaber, und triumphirte über den gelungenen Spaß.

„Ei, du Faulenzer!" sagte sie. „Hast du schon so zeitig Feierabend gemacht?"

„Schilt nicht, liebes Hannchen!" sprach er mit einem kindlich bittenden Tone. „Das Wetter ist gar zu schön!"

„Und der Schelm wußte, daß meine Mutter nicht zu Hause ist!" setzte sie, mit einem sanften Backenstreiche, hinzu.

Erröthend lief Robert mit der Gießkanne fort und schöpfte Wasser. Der Garten ward, unter Scherz und Lachen, vollends erfrischt. Nachher sangen sie fröhliche Lieder, spielten blinde Kuh, und befragten das bekannte Blumenorakel, welches für Beide den erfreulichen Ausspruch that, daß sie einander von Herzen liebten.

Indem sie sich in der Nähe des Gartenzaunes, der an der Landstraße hinlief, auf solche Art unterhielten, hörten sie draußen den keuchenden Galopp eines Pferdes. „Da kommt wohl ein Courier!" sagte Hannchen. Sie guckten über den Zaun, und hatten Mühe, ein lautes Gelächter zu unterdrücken, als sie den Arzt des Städchens, den Herrn Doktor Wurzel, daher sprengen sahn. Er war, wie Don Quixote, ein Ritter von der traurigen Gestalt. Die Schenkel seines alten Fliegenschimmels standen am Rückgrathe so spitz hervor, daß man sie zum Anhängen eines Korbes gebrauchen konnte. Aber wie ein standhafter, dem Unglück trotzender Mann trug der vierbeinige Greis seinen langen Hals sehr aufrecht; und ob er gleich fast ganz mit Blindheit geschlagen war, so sah er doch immer mit rückwärts geworfenem Kopfe nach den Wolken. Diese schlimme, auch vielen Menschen eigene Gewohnheit, hoch in die Lüfte zu schauen und unter sich die Steine

des Anstoßes unbeachtet zu lassen, verursachte manchen Sturz, der unsern Ritter in Gefahr setzte, Hals und Beine zu brechen. Er verwahrte die letzern durch steife Stiefeln, die beinahe den ganzen Schenkel bedeckten, und dennoch, in Ansehung ihrer Länge, nur Knabenstiefeln glichen: denn ihr gelehrter Inhaber war ein kleines, winziges Männchen. Er und sein langhalsiges Roß bildeten zusammen die Gestalt eines Kameels, wobei Er die Rolle des Hökers spielte. Bei dem allen gab er sich durch seine Tracht das Ansehn eines tüchtigen Raufbolds. Er trug einen großen, soldatisch aufgestutzten Hut, und ein Schwert an der Hüfte, das so groß war als er selbst.

Hannchen, die sich mit dem possierlichen Manne gern neckte, warf ihm, als er, ohne sie zu bemerken, vorbei jagte, eine Erdscholle auf den Hut. Fluchend sah er unter dem gewaltigen Dreieck hervor, und warnte mit scheinbarem Ernst, sein junges Pferd nicht scheu zu machen. Er ward aber sogleich wieder freundlich, als er Roberten erblickte. „Ha, Freund! bist du hier?“ rief er ihm zu. „Ich wollte dich eben besuchen, um dir eine Sache von höchster Wichtigkeit zu entdecken.“

Er stieg vor der Gartenthür ab, ließ seinen Gaul, der aus Schwäche treu war, frank und frei stehen, und

ging hinein. Robert und Hannchen kamen ihm entgegen. Er sprang, wie von einer unerwarteten Erscheinung überrascht, einige Schritte zurück, stellte sich mit ausgespreitzten Beinen und eingestemmten Armen dem Jüngling gegen über, starrte ihn ein Weilchen an, und rief aus: „Hol' mich der Tod! wie aus den Augen geschnitten!“ — Hierauf zog er seinen Hut ab, und sagte mit einer feierlichen Verbeugung: „Ich empfehle mich Hochdenenselben zu Gnaden.“ —

Die jungen Leute wußten nicht, ob er ein Glas über den Durst getrunken habe oder im Kopfe nicht richtig sey. Robert lächelte schweigend; aber das lebhafte, mit besserm Mundwerk versehene Mädchen sagte: „Der Herr Doktor scherzen heute sehr räthselhaft.“

„Jüngferchen,“ war seine Antwort, „geh Sie unmaßgeblich an Ihre Arbeit, oder begebe Sie sich sonst ein wenig bei Seite! Ich habe diesem jungen Mann etwas Geheimes zu vertrauen.“

„Wenn's mich betrifft, Herr Doktor,“ fiel Robert ein, „so kann Hannchen in Gottes Namen hier bleiben. Sie wissen ja, wie wir mit einander stehen.“

„Gestanden haben, wird's bald heißen!“ versetzte Wurzel, mit starker Betonung der zwei ersten Worte.

„Wie meynen Sie das?“ fragte Hannchen mit großen

Augen. „Wollen Sie zwischen uns als Störefried treten?“

„Das wär' eine vergebliche Mühe!“ sagte Robert. „Aber das werden Sie auch nicht im Sinn haben, Herr Doktor. Rücken Sie also frei mit der Sprache heraus! Ich wollte lieber taub seyn, als etwas anhören, was mein Hannchen nicht wissen dürfte.“

Herr Wurzel schüttelte verdrießlich den Kopf, und riß seinen Sarraß aus der Scheide. Erschrocken prallte das junge Paar zurück. „Fürchtet euch nicht!“ sprach er. „Ich aber fürchte mich, ein weibliches Ohr zum Zeugen meines Geheimnisses zu machen. — Drum will ich wenigstens die weibliche Zunge mit einem Eide binden, und ihn nebenbei auch dir, Freund Robert, abnehmen. Tretet demnach näher, legt beide die drei vordern Finger der rechten Hand auf meine Klinge, und sprecht deutlich die Worte nach, die ich euch vorsagen werde.“

Er nahm eine stolze, Ehrfurcht gebietende Stellung an, und streckte sein Schwert vor sich hin. Das Liebespaar legte, nach einigem Sträuben, die Finger darauf, und sprach ihm nach: „Wir schwören, daß wir das Geheimniß, welches uns der Doktor der Arzneigelahrtheit, Herr Wurzel, jetzt mittheilen wird, in un-

serm Herzen treu bewahren, und solches bei Verlust unserer Ehre und unserer rechten Hand, um keinen Preis ausschwatzen wollen.“ — Als diese Worte gesprochen waren, schwang er sein Schwert hoch in die Luft, und sagte mit furchtbarer Stimme: „Wer von euch meineidig wird, dessen Hand ist verfallen! Ich haue sie ihm ohne Barmherzigkeit ab, wenn ich auch zehn Jahre lang deßhalb auf der Festung sitzen muß. Dixi!“ —

Nach dieser Ceremonie ließ er sich zwischen ihnen auf eine Rasenbank nieder, legte beide Hände auf Roberts Schulter, und begann mit einem höchst feierlichen Tone: „Glücklicher Jüngling, schenke dein Bügeleisen, deine Scheere und den ganzen Vorrath deiner Nähnadeln einem armen Zunftgenossen! Du bedarfst dieser Brodwerkzeuge nicht mehr, denn du bist unsers regierenden Herzogs leiblicher Sohn!“ —

Robert und Hannchen sprangen bestürzt auf. Sie glaubten nun wirklich, einen Tollhäusler vor sich zu haben. „Herr, das heißt foppen!“ schmählte das Mädchen von fern. „Erst legen Sie uns eidliches Stillschweigen auf, und dann erzählen Sie ein Mährchen aus Tausend und einer Nacht, das nur ein Wahnsinniger glauben könnte.“

Er lächelte bei diesem Vorwurf, wie ein Mann, der

ein gutes Gewissen hat, und ersuchte die Verscheuchten, wieder Platz zu nehmen, ihn ruhig anzuhören, und es nicht wie mancher faselnde Kunstrichter zu machen, der nach Ansicht des Titelblattes sogleich sein Urtheil über das ganze Buch ausspreche. — Diese Vorstellung fand Eingang; die Flüchtlinge nahten sich wieder, setzten sich aber so weit als möglich von ihm auf die äußerste Kante der Bank, verbanden sich Arm in Arm zu Schutz und Trutz, und erwarteten so die Fortsetzung seiner Wundergeschichte.

„Ich unternahm vor vierzehn Tagen,“ hob er an, „eine Reise in die Hauptstadt, um meine leer gewordenen Arzneikasten in der Hofapotheke wieder füllen zu lassen. Dieses Geschäft war in wenigen Stunden abgethan, und ich sehnte mich zu meinen verlassenen Kranken zurück. Da ich aber nach dem scharfen Ritte, den ich gemacht hatte, meinem getreuen Bucephalus einen Rasttag gönnen mußte, so gewann ich Zeit, die große Babel unsers Landes, die ich vorher nur immer im Fluge sah, etwas genauer kennen zu lernen, und Abends in die Comödie zu gehen. Es ward ein Singespiel: „Der Doctor und der Apotheker,“ gegeben; aber auf dem öffentlich angeschlagenen Zettel war ein Bock wider die Rangordnung geschossen, indem mit großen Buch=

staben gedruckt stand: „Der Apotheker und der Doctor.“ — Ich entrüstete mich dermaßen darüber, daß ich sogleich den Zettel mit meinem Stocke zerfetzte. Auch wäre wahrscheinlich meine Galle im Schauspielhause noch reger geworden, wenn nicht, während der Vorstellung der schimpflichen Posse, ein anderer Gegenstand meine ganze Aufmerksamkeit gefesselt hätte. Das war die höchste Person Seiner Durchlaucht unsers gnädigsten Landesherrn, dessen Angesicht ich jetzt zum ersten Mal sah. Als er aber in seine Loge trat, dünkt' es mich, als hätte ich ihn schon tausendmal gesehen: denn die wunderbare Gleichheit seiner Gesichtszüge mit den deinigen, mein junger Freund, sprang mir wie ein Blitz in die Augen, und je länger ich sie auf ihn heftete, desto mehr überzeugten sie mich, daß er dein Vater seyn müsse.“ —

Hier unterbrach ihn Hannchen durch ein Gelächter; Robert hingegen sah ihn finster an, und verbat es sich ernsthaft, ihm seine ehrliche Geburt streitig zu machen. „Damit läßt sich's gar nicht spaßen, Herr Doctor!“ fuhr er scheltend fort. „Ich bin meines seligen Vaters, des weiland ehrsamen Bürgers und Schneidermeisters, Niklas Robert, eheleiblicher Sohn, und der will ich seyn und bleiben. Bringen Sie also kein Schandmährchen von mir unter die Leute! Ich müßte

ja sonst befürchen, als ein Bankart aus der Zunft gestoßen zu werden.“ —

„Das wär' ein großes Unglück für den Sohn eines Herzogs!“ versetzte der Doctor. „Aber bleib du meinetwegen ein armseliger Schneider! Ich will die Entdeckung, die ich machte, in meinem Busen verschließen, und weiter kein Wort darüber verlieren.“ — Hiermit stand er auf, und sagte trotzig: „Gute Nacht!“

Aber Hannchen, das eitle Mädchen, das sich lieber einen halben Prinzen als einen ganzen Schneider zum Bräutigam wünschte, vertrat dem forteilenden Bramarbas freundlich den Weg, und bat ihn, seine Erzählung zu vollenden. Robert, der schon jetzt unter ihrem Pantoffel stand, wendete nichts dagegen ein, und Herr Wurzel, dessen rasches Aufstehen ein bloßer Schreckschuß gewesen war, ließ sich besänftigen, und fuhr folgender Maßen in seiner Geschichte fort:

„Ich ging, als sich der Herzog am Ende des Possenspiels entfernt hatte, in meine Herberge und legte mich zu Bett; aber die wunderbare Sache, die ich nicht aus dem Kopfe bringen konnte, ließ mich nicht schlafen. Am Morgen war ich matt und krank; mir graute vor dem harten Trabe meines Schimmels; ich beschloß, noch einen Tag in der Residenz auszuruhen, und in=

dessen, wo möglich, den Grund oder Ungrund meiner im Theater gemachten Bemerkung zu erforschen. In dieser Absicht lud ich meinen alten Schulfreund, den Provisor Leisegang, zum Mittagsessen in die rothe Eule, wo ich herbergte. Er kam; wir unterhielten uns Anfangs von gleichgültigen Dingen; als aber der edle Würzburger, den ich ihm fleißig einschenkte, seine fahlen Wangen zu röthen anfing, lenkte ich das Gespräch auf den Hof und dessen geheime Geschichte, die meinem Freunde nicht fremd seyn kann, weil er bei der herzoglichen Apotheke, die sich im Schlosse befindet, seit dreißig Jahren in Diensten steht. Ich spielte mich besonders mit geschickten Worten in die Jugendjahre des Herzogs hinein, und behauptete kühn: es habe damals hin und her verlautet, daß er kein Feind des schönen Geschlechts sey. — Mein vorsichtiger Gast sagte dazu weder Ja noch Nein: aber er lächelte, hustete, fuhr ein paar Mal mit der flachen Hand über die Stirn, sah sich aus Furcht vor Horchern rechts und links um, und zirpte mir dann wie ein Heimchen ins Ohr: die Fürsten sind Menschen! — Das war mir genug! Denn das könnt ihr glauben: wenn Leisegang, der unaussprechlich behutsame Leisegang, in einem solchen Falle und mit solchen Geberden gesteht,

daß die Fürsten Menschen sind, so ist das eben so viel gesagt, als wenn ein Anderer, der kein Blatt vor den Mund zu nehmen pflegt, die ärgerlichsten Geschichten erzählte.“ —

„Aber ich bitte Sie, Herr Doctor,“ fiel Robert ein, „was geht denn das alles mich und meine selige Mutter an?“

„Diese Frage,“ versetzte Wurzel, „will ich dir beantworten, ohne dabei des Spruchs zu vergessen: **De mortuis nil nisi bene!** das ist verdolmetschet: Von Todten soll man nichts als Gutes reden. — Deine Mutter war in ihrer jungfräulichen Blüthe ein bildschönes Mädchen, das vielen Männern den Kopf verrückte. Im siebzehnten Jahre ihres Lebens verwechselte sie unser Altenhain, ihren Geburtsort, mit der Residenz, wo sie achtzehen Monate lang einer gräflichen Familie, als Hausjungfer, mit Ruhm diente. Dann aber kam sie plötzlich, mit Kleidern und Geld wohl versehen, nach Altenhain zurück; vier Wochen später war Meister Niklas Robert — ein schon ziemlich bejahrter, hectischer Schwächling, den sie zuvor mit keinem Auge gesehen hatte — ihr angetrauter Ehekrüppel, und siebenthalb Monate nach der Hochzeit warst du geboren. — Das alles machte zu seiner Zeit gro-

ßes Aufsehen, doch nun ist freilich Gras darüber gewachsen.“ —

„Und das wollen wir nicht muthwillig wegreißen;“ sagte Robert mit niedergeschlagenen Augen. „Es mag den Fehltritt meiner Mutter, wenn sie wirklich einen begangen hat, ewig bedecken.“

„In Gottes Namen!“ sprach Herr Wurzel, und nahm eine Priese Tabak. „Damit ich jedoch, in Ansehung der bemerkten Aehnlichkeit, die Ehre meiner Augen rette, so will ich dir auf der Stelle ein Bildniß des Herzogs zeigen, das ich zu diesem Behuf in der Residenz gekauft habe.“

Er ging hinaus zu seinem Schimmel, öffnete den Mantelsack, kam mit zwei zusammen gebundenen Pappendeckel zurück, und zog aus denselben einen mit bunten Farben ausgemalten Kupferstich. „Herr Jemine! welche Aehnlichkeit!“ schrie Hannchen auf. „Ja, nun glaub' ich alles, was der Herr Doctor sagte. — Sieh nur, Robert, ganz deine Nase, dein Kinn, deine Stirn! Wärst du zwanzig Jahr' älter und mit Uniform und Orden ausstaffirt, man könnte dich von Sr. Durchlaucht nicht unterscheiden.“

Schweigend genoß Herr Wurzel dieses Triumphs. Auch Robert, in Anschauung des Bildes vertieft, gab

keinen Laut von sich. Hannchen forderte ihn auf, seine Gedanken zu eröffnen; er weigerte sich aber mit der Entschuldigung, daß er in seiner eigenen Sache nicht Richter seyn könne. „Nun, so verlaß dich auf unser Urtheil!" sagte sie: „Und triff Anstalten, dein Geburtsrecht geltend zu machen." —

„Wie soll ich das anstellen?" sprach er verdrießlich. „Mir schaudert die Haut, wenn ich nur daran denke. Ich liebe Ruh' und Stille, das weißt du!"

„Was Ruhe, was Stille!" donnerte Wurzel. „Man muß sich regen, muß Lärm machen, sonst glauben die Leute, man schlafe." —

„Das mögen sie von mir denken!" entgegnete Robert. „Es ist besser, man schläft, als daß man wachend auf's Maul geschlagen wird." —

„Larifari!" fuhr der Doktor auf, und sagte dann mit einem langsamen, pathetischen Lehrtone: „Empfange von hoher Hand eine Ohrfeige mit Freude und Dank, damit du einem Geringern ein Dutzend dafür geben kannst! — Das ist mein Grundsatz, bei dem ich mich wohl befinde, und den ich dir daher aufrichtig empfehle. Stellt sich der Herzog auch Anfangs etwas barsch gegen dich, so laß ihn nur austoben. Du trägst auf deinem Gesichte eine Urkunde, die er end=

lich anerkennen, und wenigstens mit dem Grafentitel und einem ansehnlichen Rittergute bezahlen muß." —

Jubelnd durchschwärmte Hannchen den Garten, und trat im Freudentaumel manche sorgsam gepflegte Blume nieder. Man sah es ihren lustigen Sprüngen deutlich an, daß sie schon in einer mit vier oder sechs Pferden bespannten Karosse zu sitzen glaubte. Der Doktor hatte zwar fest beschlossen, die beabsichtigte Mißheirath des Halbprinzen mit dem Gärtnermädchen zu zerstören; doch ließ er sich das jetzt nicht weiter merken: denn Hannchen und ihre kleine Eitelkeit waren ihm unentbehrliche Hebel, den bequemen und furchtsamen Burschen vom Platze zu bringen. Das gelang auch vollkommen. Robert ward von seinem Liebchen so lange gestreichelt, bis er sich ergab und versprach, unter des Doktors Leitung und Aufsicht in die Hauptstadt zu reisen.

Herr Wurzel brachte sich selbst zu dem Posten eines Führers in Vorschlag, weil er seinen Schnitt dabei zu machen hoffte. Er bestimmte den zweiten Morgen darauf zur Abreise, damit er des nächsten Tages noch Zeit habe, sich zu rüsten und seine Kranken zu besorgen. Diese guten Leute hätten ihn aber nicht gehindert, sich augenblicklich auf den Weg zu machen. Er

fand sie alle frisch und gesund, und sie versicherten einstimmig, daß von dem Tage an, da er sie nicht mehr besucht habe, ihre Genesung eingetreten sey.

Robert nahm in ganz Altenhain von niemand Abschied, als von Hannchen; das war aber auch eine Scene, die vor lauter Zärtlichkeit ins Komische fiel. Er gelobte seiner Auserwählten auf den Knien, ihr ewig treu zu bleiben, und sogar, wenn er durch ein Wunder des Himmels regierender Fürst würde, seinen Thron mit ihr zu theilen. Sie wünschte dagegen herzlich, daß er in diesen Prüfungsstand der Liebe gesetzt werden möge. So trennten sie sich am Vorabend der Abreise, und gaben sich die Hand darauf, recht fleißig an einander zu schreiben.

Am folgenden Morgen erschien Herr Wurzel vor Roberts Wohnung mit einem kleinen Korbwagen, an den er seinen vielseitig brauchbaren Schimmel gespannt hatte. Das zwerghafte Doktorchen und der zarte Schneider wogen leicht, waren auch mit wenig Gepäck und noch weniger mit schwerem Gelde belastet; die Fahrt ging daher flüchtig über Stock und Stein. Unter Weges ermangelte der Doktor in keinem Gasthofe, wo sie einkehrten, die Wirthe zu fragen, ob sie nicht etwas Besonderes an seinem Gefährten bemerkten.

Sie starrten den schamrothen Kleidermacher an, und erklärten ihn dann insgesammt für einen gewöhnlichen Menschen, dergleichen sie schon Tausende gesehen hätten. Da lächelte Herr Wurzel gar spöttisch und sagte: „Ueber ein Kleines werdet Ihr aus der Residenz ein wunderbares Gerücht vernehmen, das Euch eines Bessern belehren wird.“ — Die schlauen Gastwirthe zogen aus diesen dunkeln Worten den Schluß: es müsse doch wohl eine hohe Person unter der ärmlichen Hülle verborgen seyn, und ließen sich nun Dach und Fach und Speise und Trank so theuer bezahlen, daß die Reisenden mit ganz erschöpften Beuteln in der Hauptstadt anlangten. Robert war darüber in Angst und Sorgen, doch sein Mentor versicherte tröstlich: er habe in der rothen Eule unbeschränkten Credit, könne auch allenfalls von seinem Freunde Leisegang ein Darlehen erhalten, und überdieß würden die Apanagegelder vom Hofe bald ausgesetzt und bezahlt werden, und allen Bekümmernissen ein fröhliches Ende machen.

Es war Abends sechs Uhr, als sie vor der rothen Eule abstiegen. Der Doktor schickte sogleich den Hausknecht zu dem vorsichtigen Provisor, ließ ihm seine glückliche Ankunft melden und ihn ersuchen, sich möglichst bald im Gasthofe einzufinden, wo er Gelegenheit

haben werde, eine neue, höchst anziehende Bekanntschaft zu machen. Nach Verlauf einer halben Stunde war Herr Leisegang schon da, betheuerte aber auch, er habe sein gewöhnliches, festgesetztes Schrittmaß beträchtlich erweitert, um der Umarmung seines werthen Freundes ohne langen Verzug theilhaftig zu werden. Er hatte, ungeachtet der Himmel ganz wolkenfrei war, einen seidenen, mit einem Futterale von Leinwand überzogenen Regenschirm unter dem Arme, und ließ sich, der damals herrschenden Hundstaghitze zum Trotz, einen ungeheuern Glockenmantel von Doppeltuch nachtragen, um sich beim Nachhausegehen nicht zu erkälten. Es schien, als hätte er sich auf ein nächtliches Bacchusfest eingerichtet, und es ward auch wirklich eine Flasche des guten Würzburgers, der ihm acht Tage vorher so trefflich geschmeckt und ihn so überaus offenherzig gemacht hatte, sogleich aufgetragen.

Der Doctor, auf dessen Befehl und Rechnung dieß geschah, nöthige unablässig, wie ein gastfreier Krähwinkler, zum Trinken, und beobachtete immer zugleich des Provisors aschenfarbenen Wangen, auf welchen er je eher je lieber das heitere Morgenroth der Zecher aufgehen zu sehen wünschte, weil er den jungen Schneiderprinzen, den er indessen in eine Nebenkammer ver-

wiesen hatte, nicht früher vorstellen wollte. Bei der ersten Flasche graute nur der Tag; aber in der Mitte der zweiten, die nun nothwendig gereicht werden mußte, zeigte sich die erwartete Morgenröthe, und Herr Leisegang ward so ausgelassen lustig, daß er der hübschen Wirthstochter, die in Geschäften durch die Stube ging, einen Kuß mit dem Zeigefinger zuwarf. Nun ist's Zeit, dachte Wurzel, und rief seinen Reisegefährten aus dem Versteck hervor. „Das ist der liebe junge Mann," sprach er, „auf dessen Bekanntschaft ich Sie, mein Theuerster, einladen ließ. Betrachten Sie seine Gesichtszüge genau, und Sie werden darin seine hohe Abkunft nicht verkennen." —

Da Herr Leisegang von hoher Abkunft hörte, machte er einen tiefen Bückling, bat um Vergünstigung, sich seiner Brille zu bedienen, sah den Schneider scharf damit an, fuhr zusammen, und schlich stumm und verblüfft wieder zu seinem Stuhle.

„Nun, was sagen Sie?" fragte Wurzel. „Nicht wahr, Sie kennen den erhabenen Stamm dieses Sprößlings?"

„Ich? ich?" — stotterte der Provisor, und rieb angstvoll die Hände. „Ich kenne nichts, weiß nichts." —

„Feiner Schalk!" versetzte der Doctor. „Sie wissen recht gut, wen und was ich meyne, und das ist

auch nicht anders möglich, da Sie seit dreißig Jahren so oft Gelegenheit hatten, den Herzog zu sehen.“ —

Der Provisor hielt sich beide Ohren zu, und sagt leise: „Still still!“

„Warum denn still?“ schrie Wurzel um so lauter. „Man spricht ja vom lieben Gott, so kann man doch wohl auch von einem Fürsten sprechen.“ —

„So viel Sie wollen, wenn ich nicht dabei bin. — Ich diene diesem Fürsten.“ —

„Und wir alle dienen Gott, oder sollten ihm wenigstens dienen: denn freilich dienen auch viele Menschen dem Teufel.“ —

Empört stand Leisegang auf, und sah sich nach seinem Regenschirm und Mantel um.

„Bleiben Sie, Freund!“ sagte Wurzel mit sanfterer Stimme. „Ich sehe wohl, daß ich mir von Ihrer unterthänigsten Behutsamkeit weder Rath noch Beistand in dieser kitzlichen Sache versprechen darf, und ich will Sie auch mit keinem Worte weiter darüber behelligen. Aber ich habe nun ein anderes Anliegen. Ich brauche eine unbedeutende Summe von fünfzig bis sechzig Thalern, die ich von Hause mitzunehmen schändlich vergaß. Haben Sie die Güte, mir damit auf acht Tage freundschaftlich auszuhelfen.“ —

Der Provisor ward leichenblaß. „Mein bester Herr Doctor," sprach er, und schlug an seine Brust, „ich diene meinen Freunden willig mit Gut und Blut, aber Ihren Wunsch kann ich und darf ich nicht erfüllen. Ich würde mich dadurch zum Mitschuldigen eines gefährlichen Unternehmens machen. — Leben Sie wohl!" —

Er warf den großen Glockenmantel um, ergriff den Regenschirm, trank noch im Hui sein Glas Wein aus, und eilte fort auf die Straße, wo er in seinem Aufzuge einem Sturm- und Regenvogel glich, und von der herum schwärmenden Jugend verspottet wurde.

„Ach, lieber Herr Doctor, wie wird das werden?" seufzte Robert. „Eine von unsern Stützen ist schon gebrochen!"

„Es war ein Strohhalm," sagte Wurzel. „Hol' ihn der Henker!"

Jetzt trat der Wirth, der wahrscheinlich die fruchtlos abgelaufene Darlehns-Unterhandlung behorcht hatte, mit einem ernsthaften Gesichte herein, und erbat sich für Wein, Zwieback, Wohnung und Roßfutter drei Thaler und etliche Groschen. Der Doctor sah ihn staunend an, und fragte mürrisch, wie diese voreilige Mahnung zu verstehen sey?

„Ganz buchstäblich!" versetzte der Wirth. „Ich

habe mir's aus gewissen Ursachen seit gestern zum Gesetz gemacht, von Tag zu Tage mit meinen Gästen Rechnung zu halten, und mir die Berichtigung derselben auszubitten."

„Wie viel Stunden hat denn Ihr Tag?" fragte Wurzel spitzig.

„Doch wohl so viel als der Ihrige!" brummte der Wirth.

„Also vier und zwanzig!" — fuhr Jener fort. „Nun gut, wenn seit meiner Ankunft vier und zwanzig Stunden verflossen seyn werden, bezahl' ich. — Indessen dient meine Equipage dem Mißtrauen zum Unterpfande."

„Equipage!" — wiederholte der Gasthalter, und wiegte verächtlich den Kopf von einer Seite zur andern. So trat er hohnlachend ab.

Robert beseufzte den Bruch der zweiten Stütze. „Und wenn noch fünfzig andere brechen, so bricht doch mein Muth nicht!" sagte Wurzel, und ging mit theatralischen Heldenschritten in der Stube auf und nieder. Dennoch war er nicht beherzt genug, ein Abendessen vom Wirthe zu fordern. Er befürchtete eine abschlägige Antwort und den hämischen Entscheidungsgrund: daß ein solcher Zuwachs des Conto's den Werth der

verpfändeten Equipage übersteige. Glücklicher Weise waren noch einige Brocken der Reisekost vorhanden, womit Hannchen ihren Geliebten versorgt hatte. Diese vertrockneten Reste theilten unsere Passagiere freundbrüderlich mit einander, und begaben sich ermüdet zur Ruhe.

Am Morgen bekam Robert das Heimweh der Liebe, und bat flehentlich, den Schimmel anspannen zu lassen. „Närrischer Junge," sagte Wurzel, „du weißt ja, wir haben uns fest getrunken!" Robert erbot sich, seine silberne Uhr zu verkaufen und den Wirth zu bezahlen; allein der Doctor war nicht zur Abreise zu bewegen. Er möge nicht, sprach er, einem feigen Soldaten gleichen, der, ohne einen Schuß zu thun, vom Kampfplatz entlaufe. „Kleide dich an," fuhr er fort, „wir wollen einen Spaziergang durch die Stadt machen, und uns heute ganz dem Zufall überlassen. Ich halte viel auf ihn. Er ist oft der beste Wegweiser zum Glücke." —

Sie gingen. Der Doctor sah allen wohlgekleideten Männern, die er für angesehene Staatsbeamten hielt, scharf ins Gesicht, und schielte zugleich seinen Begleiter an, um die Augen jener Herren auf den merkwürdigen Jüngling zu leiten. Aber sie bemerkten insgesammt nicht, daß ihnen die Wünschelruthe seines be-

deutsamen Seitenblicks einen verborgenen Schatz anzeigte. Indessen machte er in den Straßen, die sie durchzogen, mancherlei Bemerkungen, die zum Theil den Zweck hatten, dem jungen Meister sein Handwerk zu verekeln. „Deine Zunftgenossen," sprach er unter andern, „sind wahre Gecken! Sie leben vom Schneiden, schämen sich aber, Schneider zu heißen, und mancher Narr schämt sich sogar, ein Deutscher zu seyn. Sieh, auf dieser Tafel steht: **Louis Bocksbart, Tailleur pour homme**, und gegen über: **Jean Pierre Feldkümmel, Tailleur pour femme.** — Dort an der Ecke wohnt, wie es scheint, ein ganz vernünftiger Mann, der nennt sich Kleidermacher, hier aber stoßen wir wieder auf einen rechten Hauptfantasten, mit dem angemaßten Titel: Kleiderkünstler. — O, über die elenden Wichte! — Aber solche Stelzengänger gibt's leider in allen Ständen." —

So schwatzend kamen sie an ein Thor. Der Arzt stellte sich, nach seiner Gewohnheit, mit ausgespreizten Beinen hin, und betrachtete die Bauart desselben. Der wachhabende Officier und ein anderer junger Fähnrich, der bei ihm zum Besuch war, machten auf Wurzels possierliche Figur sogleich Jagd, witzelten halblaut über ihn, und eine große englische Dogge, die

ihnen zugehörte, schnüffelte um ihn herum. Er achtete das alles nicht. Doch der Himmel weiß, ob der Hund von seinem muthwilligen Herrn einen Wink erhielt, oder ob er nach dem Sprichworte, wie der Herr so der Knecht, von selbst Lust bekam, einen Schwank auszuführen: kurz, er fuhr von hinten dem Doctor zwischen die Beine, und ging mit ihm durch. — Der Reiter fluchte, verlor den Hut, und fiel, nach einer kleinen durchgeflogenen Strecke, vom Hunde herab. Die Officiere lachten sich aus dem Athem. Er stürmte auf sie los, und setzte sie tapfer zur Rede. „Was können wir dafür?“ antwortete der Eine. „Es war des Hundes eigener Einfall. Er ist vormals bei einem Bärenführer zum Reitklepper eines Affen gebraucht worden, und wollte sich vielleicht jetzt einmal in die alten Zeiten zurück versetzen.“ — Ueber diese spöttische Ausrede (bei welcher jedoch die Lebensgeschichte des Hundes nicht erdichtet war) ergrimmte das Männlein entsetzlich, schimpfte wie ein Rohrsperling, und sagte unter andern: es sey sehr schlecht, daß die öffentliche Ruhe und Sicherheit von Leuten gestört werde, welche sie handhaben sollten. — Die Officiere geboten ihm Stillschweigen; er aber schmähte noch toller, fuchtelte ihnen mit dem Stocke vor dem Gesichte herum, und zwang

sie durch seine unbezähmliche Wuth, ihn zum Arrest bringen zu lassen. Robert jammerte laut; doch der verhaftete Stoiker versicherte lachend, es werde ihm kein Haar gekrümmt werden.

Eine halbe Stunde darauf ward er, auf Befehl des Commandanten, einstweilen dem bürgerlichen Gericht überliefert. Doch erhielt er, in Betrachtung seiner gelehrten Würde, eine anständige Wohnung bei dem Stadtwachmeister. Er forderte sogleich Papier, Feder und Tinte, und schrieb höchst freimüthig an den Herzog: er sey in die Hauptstadt gekommen, um Sr. Durchlaucht einen verlorenen Sohn zu überbringen, habe jedoch, durch zwei junge Officiere zum Zorn gereitzt, den Unfall gehabt, in gefängliche Haft zu gerathen, und bitte daher unterthänigst um Freiheit und Gehör. — „Sieh," sprach er zu Robert, der sich freiwillig mit ihm einkerkern ließ, „sieh, da hat gleich der Zufall, dem ich heute früh eine Lobrede hielt, ein Meisterstückchen gemacht. Ich hätte mich vielleicht, ohne seine Einmischung, noch acht Tage lang besonnen, an deinen durchlauchtigsten Herrn Vater zu schreiben, und nun ist der Brief schon fertig." —

Der Herzog hatte die löbliche Sitte, alle an ihn unmittelbar gerichteten Zuschriften, sie mochten kommen

von wem sie wollten, selbst zu erbrechen und zu lesen, und es durfte niemand auf keine Weise gehindert werden, sich brieflich an ihn zu wenden. So gelangte denn auch des Doctors Schreiben durch den ehrlichen Stadtwachmeister, der es in der Hofkanzlei abgab, schnell und richtig in die fürstlichen Hände. Nach Verlauf einer Stunde war der Gefangene in Freiheit gesetzt, und durch einen Kanzleiboten beschieden, sich sofort, nebst seinem Gefährten, zu dem Minister von Seewald zu begeben. Der Bote begleitete sie zu ihm, und sie wurden sogleich vorgelassen.

Roberts Anblick setzte den Minister, wegen der wirklich unläugbaren Aehnlichkeit mit dem Herzog, in Erstaunen: er wäre aber wohl ein ungeschickter Staatsmann gewesen, wenn er diese Empfindung durch die flüchtigste Miene verrathen hätte. Mit unverändertem Gesichte, wie ein Marmorbild, und mit kalten, gleichgültigen Worten fragte er nach allen Umständen, die zur Erläuterung des an den Herzog erlassenen Briefes dienen konnten, und schloß dieses Verhör mit dem Bescheide, daß er ihre Aussagen Sr. Durchlaucht vortragen werde.

Der Doctor hüpfte lustig die Treppe hinab. In seinen Augen war die Sache nun schon gewonnen.

Als er jedoch unten auf der Straße an die rothe Eule dachte, verwandelte sich seine Freude in Traurigkeit. Die Zahlstunde war da, er hatte kein Geld, aber viel Hunger. Auch Robert klagte darüber. Das war Jenem lieb, denn es bahnte ihm einen Weg zu dem Vorschlage, das silberne Uhrchen, das schon am Morgen verstoßen werden sollte, zu verschachern. Robert hatte jetzt weniger Lust dazu, da ihn dieses Opfer nicht zu Hannchen zurück führte; doch er willigte ein, und sie erhielten für das unbedeutende Werkchen von einem Hebräer gerade so viel, daß sie das drückende Conto bezahlen und auf ein neues loszehren konnten.

Am folgenden Tage wurden sie wieder zum Minister gerufen. Er empfing sie mit einer finstern Miene, und sagte: der Herzog habe ihre, auf eine zufällige Aehnlichkeit gegründete Anmaßung, der sein Bewußtseyn widerspreche, mißfällig empfunden. Da der gütige Fürst jedoch glaube, daß ihr gewagter Anspruch nicht aus Frevel, sondern aus Einfalt entsprungen sey, so wolle er ihnen verzeihen, und sie aus vorwaltender Milde sogar für die vergeblich aufgewandten Reisekosten mit fünfzig Thalern entschädigen. Sie sollten sich aber stracks nach Altenhain zurück begeben, und ohne weitere Schwindelgedanken ihren Geschäften obliegen. —

Schamroth, doch unbetrübt, senkte Robert schweigend den Kopf. Sein beherzter Sachwalter hingegen äußerte Verwunderung, daß der Herzog nicht die Gnade habe, sie persönlich vor sich zu lassen. Er trage hiermit darauf an, setzte er hinzu, und hoffe festiglich, daß die höchste Entscheidung alsdann ganz anders ausfallen werde.

Die Sache sey abgethan, erwiederte der Minister, und die begehrte Audienz könne um so weniger Statt finden, da der Herzog eben jetzt im Begriff stehe, eine Reise anzutreten, die ihn sechs Wochen lang von seinen Staaten entfernen werde.

Bei diesen Umständen nahm Herr Wurzel das fürstliche Geschenk ohne weitern Einwand an, und empfahl sich.

Wer war froher als Robert! Es fiel ihm ein Stein vom Herzen, als er hörte, daß ihn der Herzog nicht als Sohn anerkenne Er wollte nun ohne Verzug zu seinem lieben Hannchen zurück eilen, und ihr zum Andenken der merkwürdigen Reise ein schönes seidenes Band mitbringen. Als er aber beim Austritt aus dem Hause des Ministers diese Gedanken laut werden ließ, schalt ihn der Doctor einen Gimpel, und that den Machtspruch: „Die Reise nach Altenhain unterbleibt vor der Hand! Wir erwarten die Rückkunft des Her-

zogs, drängen uns zu ihm, und sehen und hören, ob das Vatergefühl bei ihm erwacht, oder ob er Stirn gegen Stirn den Muth hat, dich zu verläugnen. Geschieht das letztere, wie ich jedoch nicht glaube, so mußt du freilich zu Schere und Nadel wieder greifen. Aber nicht eher, durchaus nicht eher! Wer etwas unternommen hat, muß es ausführen, muß das höchste wagen, sonst ist er ein Schuft!" —

Robert, der sich nun einmal in des Kobolds Stricken befand, und nicht Mannes genug war, sie zu zerreißen, schlich traurig in die rothe Eule, und schrieb an Hannchen. „Recht so!" sagte der alte Fuchs. „Ich will das Briefchen selbst auf die Post tragen." — Der Schwachkopf vertraute es ihm an; aber das liebevolle, herzliche Briefchen ward in der nächsten Straße von dem untreuen Boten erbrochen, gelesen und zerrissen. Dann ging er auf die Post, und ordnete an, daß alle Briefe, die an Meister Robert aus Altenhain ankämen, liegen bleiben sollten, bis sie abgeholt würden. „Ist Er der Meister Robert?" fragte der Postschreiber. „Ja, der bin ich," antwortete Wurzel. Auf diese Art bemächtigte er sich des Briefwechsels der Liebenden, die schlechterdings gegen einander erkalten und sich entzweien sollten, damit Robert, im Fall seiner Standes=

erhöhung, eine vortheilhaftere Heirath schließen könne.

Auf dem Rückwege von der Post miethete der Ränkeschmidt eine nette Wohnung von einigen Zimmern in einem Privathause. Die Herberge in der rothen Eule war ihm nun, da er fünfzig Thaler in der Tasche hatte, zu schlecht. Er wollte sich auch an dem Grobian, der seinen Gästen nur vier und zwanzig Stunden Credit gab, durch plötzliche Verlassung des Gasthofes rächen. Mit Verachtung warf er ihm hin, was er noch zu bezahlen hatte, und zog aus.

Indessen war es in der Residenz ruchbar geworden, daß ein Schneider angekommen sey, der sich für einen Sohn des Herzogs ausgebe. Jedermann war begierig, den jungen Prätendenten zu sehen. Der Doctor befriedigte dieses Verlangen, indem er ihn oft in Kaffeegärten und an andere öffentliche Orte führte. Da drängte sich überall ein Kreis von Gaffern um sie her, und der redselige Charlatan gab jedem neugierigen Forscher Rede und Antwort. Roberts feine Gestalt und bescheidenes Wesen gefielen allgemein. Die halbe Stadt ergriff Partei für ihn gegen den Herzog. Auch zeigte man thätige Theilnahme. Die Abenteurer wurden fast täglich zu Tische geladen und ansehnlich beschenkt. Monsieur Louis Bocksbart übersandte je-

dem von ihnen, aus eigener Bewegung, ein vollständiges habillement à la mode, und der Doctor erklärte freudig: der Tailleur pour homme sey ein deutscher Ehrenmann. Es lief auch unter andern ein anonymes Schächtelchen mit Magenmorsellen ein. Herr Wurzel errieth sogleich, daß sie eine geheime Spende des Provisors waren. Er verzehrte sie mit Appetit, und sagte zur schuldigen Danksagung: „Sie schmecken gut und stärken den Magen, aber Leisegangs zähen Geiz kann ich doch nicht verdauen.“

Bei allen diesen Almosen und mitleidigen Speisungen, die Roberts natürlichem Schamgefühl widerstanden, befand sich der Doctor in seinem Elemente. Er wirthschaftete toll in den Tag hinein, ließ gute Weine nicht von seinem Tische kommen, verkaufte seinen alten Schimmel an einen Miethkutscher, schaffte sich dafür ein Paradepferd, spielte in Kaffeehäusern hohe Spiele, und mußte, weil er sie nicht verstand, immer Lehrgeld bezahlen. Dieser Aufwand ließ sich freilich mit den vom Hofe erhaltenen fünfzig Thalern und andern Geschenken, die man ihm hier und da in baarem Gelde machte, nicht bestreiten; allein er fand Credit, indem er jedermann zu überreden wußte, daß sich der Herzog,

nach persönlicher Bekanntschaft mit seinem natürlichen Sohne, unfehlbar anders bezeigen werde.

Robert ward indessen mit jedem Tage trauriger, weil er auf ein volles Dutzend zärtlicher Briefe keine Antwort aus Altenhain bekam. Auch Hannchen weinte dort, und hielt ihren Geliebten für untreu; denn sie schrieb eben so oft an ihn, und empfing keine Zeile von seiner Hand. Der alte Spitzbube hatte die ganze Correspondenz vernichtet, und glaubte steif und fest, ein gutes Werk gethan zu haben.

So verfloßen sechs Wochen. Der Landesherr traf in der Residenz wieder ein. Ihn begleitete ein fremder Fürst, dem zu Ehren des folgenden Tages ein freier Maskenball gegeben wurde. Diese Umstände wollten es nicht gestatten, daß sich der Doctor sofort Gehör bei dem Herzog erstürmte, und die Sache hatte auch, da es ihm jetzt wohlging, keine Eile. Er verschaffte sich zur Maskerade zwei Einlaßkarten. Der schwermüthige Robert hatte zwar keine Lust, sich unter fröhliche Menschen zu mischen, doch sein Hofmeister zwang ihn dazu. Sie gingen in ein Haus, wo Maskenkleider verliehen wurden. Ein türkischer Turban mit hohen Federn stach dem Doctor in die Augen. Er wollte dadurch seiner Länge eine Elle zusetzen; aber der Trach-

tenverleiher sagte lächelnd: „Zum Turban gehört ein morgenländisches Gewand: doch nothwendig müßten Sie, mein Herr, zwischen jetzt und dem Abend fünfzehn bis zwanzig Zoll wachsen, sonst hab ich keins, das Ihnen paßt.“ — Diesen Scherz nahm Herr Wurzel so übel, daß er den Turban, den er eben in der Hand hatte, dem Witzling an den Kopf warf, und eiligst davon lief. Zum Glück waren noch an einem andern Orte Redoutenkleider zu bekommen. Hier wählte er eine Pantalonstracht, und die Besitzerin des Kleidermagazins, eine junge, lustige Frau, unterrichtete ihn, wie er, dem Charakter dieser Maske gemäß, mit kurzen, schnellen Schrittchen herum trippeln müsse. Robert erkor sich einen ganz einfachen rosenrothen Domino, weil dieß Hannchens Leibfarbe war.

Da unsre beiden Kleinstädter noch keine Redoute gesehen hatten, so stutzten sie nicht wenig, als sie in den großen, mit tausend Kerzen erleuchteten Saal traten, wo sich so viel seltsame Gestalten durch einander bewegten. Pantalon vergaß zu trippeln, und sein Gesellschafter sperrte unter dem Florbart seiner Larve den Mund weit auf. Die rauschende Musik und das Geschwirr der Masken um sie her machte sie schwindlich. Sie eilten zu einer Bank, um sich gleichsam auf festem

Lande an die vor ihnen auf und nieder wallende Fluth zu gewöhnen.

Als sie eine Viertelstunde gesessen hatten, ging eine schlanke, zierliche Gärtnerin vorbei, die ein Körbchen voll Blumen am Arme trug, und sie rechts und links an schmeichelnde Schmarotzer vertheilte. Robert, den diese Maske an sein Hannchen erinnerte, stand schnell auf, und folgte der freundlichen Erscheinung. Pantalon wunderte sich, daß der junge Mensch, ohne von ihm Urlaub zu nehmen, davon lief. Väterlich besorgt sprang er auf, und trippelte nach. Das leichtfüßige Blumenmädchen durchflog den Saal; Robert eilte immer hinter her, und ehe sich's der alte Pantalon versah, hatte er ihn aus den Augen verloren. Er rannte ins Kreuz und in die Quere, ward von seinen Erbfeinden, den Harlekinen, verfolgt, geneckt, gepritscht, und von einigen hellrothen Domino's, die er für seinen Flüchtling hielt und mit zornigen Worten anfiel, verlacht und gescholten. So hatte er eine halbe Stunde lang nichts als Verdruß, und erboßte sich gewaltig darüber. Endlich kam er dem rechten Domino auf die Fährte. Er sah ihn einer andern, noch hübschern Gärtnerin nachlaufen. Wie ein Stoßvogel schoß er auf ihn zu, ergriff ihn am Arme, gab ihm einen Verweis, und wollte ihn

auf eine nahe Bank in sichere Verwahrung bringen. Aber Robert, den die schönen Gärtnermädchen mit einem neuen Geiste beseelt hatten, widersetzte sich muthvoll, und sie zankten sich so laut und ungezwungen, als wären sie zu Hause.

Plötzlich flog von der nächsten Bank eine schwarze, mit rothen Ohren geschmückte Fledermaus auf, und stürzte mit dem Ausruf: „Ach, mein Robert!“ ihm in die Arme. Er stieß ein Freudengeschrei aus, drückte den Nachtvogel an seine Brust, und jauchzte: „Hannchen, bestes Hannchen! welcher gute Engel führte dich hierher?“ — „Ich zweifle, daß es ein guter war;“ sagte sie heimlich. „Laß uns fliehen, dort ist die Thür!“ — Arm in Arm durchbrachen sie den Kreis neugieriger Masken, der sie umgab, und eilten mit behenden Schritten dem Ausgange zu. Ehe sie ihn aber erreichten, fühlten sie sich von hinten ergriffen und gehalten. Pantalon hatte sich in den Domino eingekrallt, und ein großer Raubvogel, mit einer mächtigen Allongenperücke, hatte die Fledermaus gefaßt. Robert wehrte sich gegen beide; die Grenadierwache an der Saalthüre stand ihm bei, trieb die Häscher zurück, und die Fliehenden entkamen glücklich.

Unten an der Pforte des Redoutenhauses schöpften

sie Athem. „Robert," sagte Hannchen, „ehe wir einen Schritt weiter gehen, beantworte mir eine Gewissensfrage! — Liebst du mich noch, oder hat dir in dieser Stadt ein anderes Mädchen besser gefallen?" —

„Mein Herz, mein Leben! wie kommst du auf diesen Gedanken?" versetzte Robert. „Ich bin ganz dein, ewig dein, so wahr die Sterne des Himmels über uns stehn!"

„Nun, so laß uns geschwind mit einander fliehn!" sagte das Mädchen. „Sieh, dort das nächste Thor führt nach Altenhain!"

„O, das ist herrlich!" sprach er. „Hinaus, hinaus! Und so bald wir heim kommen, lassen wir uns aufbieten und trauen, damit uns der alte Quacksalber nicht weiter in die Quere kommen kann." —

Rasch wanderten sie, ohne die Maskenkleider abzulegen, zum Thor hinaus. Es war eine schöne, mondhelle Septembernacht. Sie eilten so sehr, daß sie sich ganz außer Athem liefen. Als sie aber die letzten Häuser der Vorstadt hinter sich hatten, wurden sie ruhiger, und schütteten ihre Herzen gegen einander aus. Da kam denn vor allen Dingen die vermeinte Unterlassungssünde des Briefschreibens zur Sprache. Beide vertheidigten sich mit den stärksten Betheuerungen gegen die

wechselseitigen Vorwürfe, und überzeugten sich zuletzt, daß der Doctor ihre Briefe auf die Seite gebracht hatte.

„Ach, Robert, was hab' ich gelitten!“ fuhr Hannchen fort. „Ich hatte Tag und Nacht keine Ruhe. Bald hielt ich dich für untreu, bald für todt. Ich konnte diesen peinlichen Zustand nicht länger ertragen, und faßte mit Bewilligung meiner Mutter den Entschluß, dich in der Hauptstadt aufzusuchen, um mit Einem Worte zu erfahren, woran ich sey. Mein erster Gang war in die rothe Eule, weil ich mich erinnerte, daß der Doctor von diesem Gasthofe gesprochen hatte. Es dämmerte schon, als ich heute dahin kam. Ich fragte nach dir und dem Doctor. Der Wirth antwortete kurz und rauh: sie sind ausgezogen, ich weiß nicht, wohin. — Da stand ein ältlicher Herr, der in einer Ecke des Gastzimmers bei einer Flasche Wein saß und mich immer mit einem Fernglase betrachtete, von seinem Stuhl auf, kam freundlich näher, und sagte: er wisse eure Wohnung, und wolle mich dahin führen. Sein Alter flößte mir Vertrauen ein; ich folgte ihm. Er ging in einem Hause, wo du, seinem Vorgeben nach, wohnen solltest, die Treppe hinauf, ließ mich an der Hausthüre warten, kam nach einigen Minuten zu=

rück, und sagte: du seyst nicht daheim, sondern befändest dich auf einem Maskenballe, der bis an den hellen Tag dauere. Doch das schade nichts, setzte er hinzu, wir wollten dich dort wohl finden. Ich hatte zu dieser Aufsuchung keine Lust; da ich aber auch nicht wußte, wo ich in dieser Nacht bleiben sollte, so gab ich den Vorstellungen des scheinheiligen Pharisäers nach, und ging in aller Unschuld mit ihm in seine Wohnung, um Maskenkleider anzulegen. Als wir dort ankamen, fragte ich, weil er sich für verheirathet ausgegeben hätte, nach seiner Gemahlin. Er antwortete: sie sey ausgefahren, wir würden sie auf dem Balle treffen. Hierauf sandte er seinen Bedienten nach Maskenkleidern, setzte mir Wein und Gebackenes vor, und fing an, zärtlich zu werden. Voll Erstaunen sah ich mich nach der Thür um: doch er änderte sogleich seine Sprache wieder, und beunruhigte mich nicht weiter. Ein altes, widriges Weib, das vermuthlich seine Haushälterin war, kleidete mich an; wir fuhren zum Balle; es war aber gewiß nicht seine Absicht, daß ich dich dort finden sollte. Der Betrüger betrog sich selbst." —

„Ei, so war das wohl der alte Duckmäuser, der dich hinten am Mantel hielt?" fragte Robert.

„Ja, das war er!" antwortete sie.

„Nun, so ist mir's recht lieb, daß ich ihm einen derben Klapps auf die Finger gegeben habe;" sagte Jener. — „Aber, liebes Hannchen," fuhr er seufzend und kläglich fort, „mit der Sohnschaft des Herzogs war's nichts. Du mußt mit einem armen Schneider fürlieb nehmen." —

„O, mit tausend Freuden!" — rief sie aus. „Ich bin glücklicher als eine Fürstin, da ich meinen lieben Schneider gesund und treu wieder habe." —

Unter solchen Gesprächen gingen sie die ganze Nacht in einem Zuge fort. Der anbrechende Morgen erinnerte sie, die Maskenkleider abzulegen. Hannchen schob ihre Fledermaus-Hülle in einen hohlen Baum, weil sie sich kein Bedenken machte, den Ersatz derselben dem alten Sünder zu überlassen. Robert aber bewahrte seinen Domino auf, um ihn der Eigenthümerin wieder auszuliefern.

Nach zwei starken Tagereisen kamen die Wanderer glücklich nach Altenhain. Robert ging am nächsten Morgen zum Pfarrer, um das Aufgebot zu bestellen.

„Sie bleiben also bei uns? lieber Meister!" sagte der Geistliche. „Haben in der Residenz nichts ausgerichtet?"

Der Bräutigam schwieg verlegen. Er wollte den geleisteten Schwerteid nicht brechen.

„Ihre Reise und die Absicht, die Sie dabei hatten, ist mir kein Geheimniß!" fuhr der Pfarrer fort. „Wir können aufrichtig darüber sprechen, und es ist gewisser Maßen meine Pflicht, Ihnen zu entdecken, daß nicht unser regierender Herzog, sondern ein längst verstorbener Halbbruder desselben, ein natürlicher Sohn des vorigen Regenten, ihr Vater war. — Das gestand mir Ihre selige Mutter auf dem Todbette, und bat mich, es Ihnen zu gelegener Zeit bekannt zu machen. — Ich hielt es bis jetzt nicht für nöthig; doch es wäre geschehen, wenn ich von dem Endzweck Ihrer Reise unterrichtet gewesen wäre, und ihn nicht erst gestern durch einen Brief aus der Residenz erfahren hätte." —

So lösete der Pfarrer auf Einmal das Räthsel von Roberts Familienähnlichkeit mit dem Herzog.

Hier endiget sich eigentlich die Geschichte; doch des Doctors fernere Fata gehören auch noch zur Sache, und mögen, als ein kleines Nachspiel, hier Platz finden.

Er durchschwärmte die Ballnacht, und sprach den Schenktischen fleißig zu. Als er am Morgen nach Hause kam, wunderte er sich, daß Robert nicht da

war. Allein er hatte nicht Zeit, darüber nachzudenken; er mußte schlafen, und schlief, bis ihn ein Jude weckte, an den er einen Wechsel, worin die Rückkunft des Herzogs zum Zahlungstermine bestimmt war, ausgestellt hatte. Er konnte nicht Wort halten; der aufgebrachte Gläubiger ließ ihn verhaften.

Auch in Altenhain stieg ein Ungewitter gegen ihn auf. Robert erzählte von ungefähr einem seiner Kunden, dem Advokaten Schlendrian, daß alle zwischen ihm und seiner Braut gewechselten Briefe entweder verloren gegangen oder unterschlagen worden wären. „O, das that der alte Schelm!" sagte der Advokat, ein geschworener Widersacher des Doctors. Die Ursache dieser Feindschaft war sonderbar. Schlendrian hatte eine alte, böse Frau, die er gern dem Himmel abgetreten hätte. Einsmals ward sie krank. Er war froh, und glaubte sie am sichersten los zu werden, wenn er sie dem Doctor Wurzel in die Cur gäbe; aber wider alles Erwarten genas sie unter seinen Händen, und seit dieser Stunde warf auf ihn der getäuschte Ehemann einen unversöhnlichen Haß. —

Zum Unglück für den Doctor hatte Schlendrian eben jetzt, als ihm Robert den Verlust der Liebesbriefe geklagt hatte, ein Geschäft in der Hauptstadt, und er-

griff mit beiden Händen diese Gelegenheit, sich an dem ungefälligen Arzte zu rächen. Robert mußte ihm eine Vollmacht ausfertigen, daß er, wegen der fehlenden Briefe, bei dem Hofpostamte nachfragen solle. Das that er. Die Briefe von Altenhain an Meister Robert waren richtig angekommen, und der Postschreiber erinnerte sich genau, sie von Zeit zu Zeit einem alten, kleinen Männlein ausgeliefert zu haben. Aber nach Altenhain an Jungfer Hannchen war kein einziger Brief eingezeichnet. Freudig veranstaltete nun Herr Schlendrian eine Untersuchung gegen den Doctor, der sich noch in Wechselhaft befand. Er ward des angeschuldigten Verbrechens überwiesen, und auf vier Monate zu Festungsgefängniß verurtheilt. Dann ward er wieder völlig frei; denn auch der Jude ließ ihn laufen, weil er das Wechselchen auf keine Weise bezahlen konnte. Es hätte ihn nun nichts gehindert, sich wieder nach Altenhain zu begeben; aber er schämte sich, dort zu erscheinen, ließ sich an einem andern Orte nieder, und das beklagte in Altenhain niemand als der Todtengräber.

Robert und Hannchen hingegen leben dort in großer Achtung, und sind das glücklichste Paar. Die junge Frau gesteht offenherzig, daß sie nach dem Titel

einer Gräfin und nach einem Rittergute ein wenig lüstern gewesen sey; doch versicherte sie auch, daß sie in dem Augenblicke, da sie ihren Geliebten mit unveränderten Gesinnungen wieder gefunden, jene verschwundenen Seifenblasen nicht im geringsten vermißt und bedauert habe. „Liebe, treue Liebe," sagt sie, „ist das höchste Gut, und da ich das noch besaß, war ich reich und zufrieden."

IX.

Das Geheimniß.

1.

„Ich möchte nur wissen,“ sagte der Koch, als er eines Abends am Bedientenetische, wie gewöhnlich, das große Wort führte — „ich möchte nur in aller Welt wissen, was drüben im andern Flügel des Schlosses vorgeht, und was für Leute dort wohnen.“

„Ratzen und Mäuse!“ fiel der alte Kammerdiener ein. „Diese haben seit dem Tode des vorigen Herrn — und das sind nun zwanzig Jahre her — jene Zimmer allein in Besitz.“

„Jetzt nicht mehr!“ versetzte der Koch. „Es leben und weben seit acht Tagen andere Wesen dort.“

„Ach, Himmel! wohl gar Gespenster?“ kreischte der Zieraffe, die Kammerjungfer.

„Nein, Menschen, natürliche Menschen! Sie essen und trinken, wie wir; das weiß ich am besten. Man hat mir zwar verboten, davon zu sprechen; aber ich hoffe, ihr werdet mich nicht verrathen, und so will

ich denn sagen, was mir von der Sache bekannt ist. — Es war gerade heut vor acht Tagen, als mir das Fräulein befahl: ich solle, außer dem gewöhnlichen Bedürfniß an Speisen, noch für sechs Personen zurichten, und täglich so fortfahren; aber das dürfe niemand wissen, sogar der Herr nicht. — Nun, ich that, was meines Amtes war, und schwieg. Das geheime Essen war fertig; das Fräulein hieß mir, alles in einen Korb zusammen zu packen, und mich nicht weiter darum zu bekümmern. Bald darauf setzten wir uns, wie wir hier versammelt sind, zu Tische, und als ich in die Küche zurück kam, waren die Speisen verschwunden. — Des folgenden Tages paßte ich auf. Seht, da kam unser Fräulein, und lief mit dem Korbe davon, als hätte sie ihn, mit Ehren zu melden, gestohlen. Sie trippelte durch den langen dunkeln Gang in jenen Flügel hinüber. Das war mir ein Räthsel. Ich ging ein paar Stunden nachher auf Kundschaft aus. Da fand ich zwar die Thür am Ende des Ganges verschlossen, als ich aber das Ohr anlegte, da hörte ich Leben und Bewegung in den öden Gemächern. Es sprachen männliche und weibliche Stimmen; doch so leise, so leise, daß ich kein Wort verstand." —

„Das sind Hirngespinste!" rief der ehrwürdige Ne=

stor, der Kammerdiener, der dem Koch, während der Erzählung, mit merklichem Unwillen den Rücken zugekehrt hatte. „Aber das ist wahr," — fuhr er fort, und schlug mit der Hand auf den Tisch — „das bleibt ewig war: daß Horchen und Klatschen ein Paar häßliche Untugenden sind, die besonders einen Mann sehr übel kleiden." —

Hiermit stand er auf, und ging mit hastigen Schritten fort.

„Hätt' ich doch geschwiegen!" sagte der Koch etwas kleinlaut. „Der Alte ist, wie es scheint, von dem Geheimniß unterrichtet, und wird nicht ermangeln, hohen Orts anzuzeigen, daß ich geplaudert habe."

„Das glaub' ich nicht!" tröstete die Kammerjungfer. „Ueberhaupt kommt das Geheimniß wohl bald ans Licht. Der morgende Geburtstag des gnädigen Herrn wird es ohne Zweifel enthüllen."

2.

Fräulein Claudine hatte den Wecker in der Uhr auf die vierte Stunde gestellt, und von ihm ermuntert zog sie die Klingel. Aber die Zofe nahm sich Zeit, ehe sie finster und gähnend erschien. „Reibe dir nicht

so grämlich den Schlaf aus den Augen, Lisette!" sagte das Fräulein. „Heute haben wir einen frohen Tag! Heute vor fünf und fünfzig Jahren ward mein Bruder geboren. Wahrlich, es trat da ein trefflicher Mann in die Welt! Ein braver, hochherziger Mann von altdeutschem Schrot und Korn! Die Geburtstage solcher Männer muß man mit dem heitersten Gesichte feiern: denn dieser edle Schlag von Menschen wird immer seltner auf Erden." —

So fuhr sie, während des Ankleidens fort, das Lob ihres Bruders, des Herrn von Tannhof, zu preisen, und betrieb dann mit freudiger Thätigkeit die Anstalten des bisher vor ihm geheim gehaltenen Festes. Sie durcheilte das Haus, ließ fegen und räuchern, die Staatslivree anziehen, und den Hunden die sammtenen, mit dem Geschlechtswappen verzierten Halsbänder anlegen. Um sechs Uhr, da Herr von Tannhof gewöhnlich aufstand, lauschte sie an der Thür seines Schlafzimmers, und er regte sich kaum, so begrüßten ihn, auf ein von ihr gegebenes Zeichen, im Schloßhofe zwei Böller, die wirklich nur bellten, nicht donnerten, als sie der Verwalter, ein vormaliger Artillerist, abbrannte. Zugleich ward ein Kirchenlied vom nahen Thurme geblasen, und das Fräulein erschien mit Glück-

wunsch und Angebinde. Herr von Tannhof dankte ihr mit einer herzlichen Umarmung. Indessen dauerte das Gebell im Hofe noch fort. Lachend entschuldigte Claudine die schwache Stimme der von einem benachbarten Edelhofe entliehenen Zwergkanonen. „Laß gut seyn!" sagte der Bruder. „Wollte Gott, es gäbe keine größern Geschütze, oder wir hätten wenigstens in unserm Vaterlande ihren Donner nie gehört!" —

Er sprach dann mit Rührung von vergangenen Zeiten, gedachte seiner verstorbenen Gattin und seines in auswärtigen Kriegsdiensten stehenden Sohnes, den er seit zehen Jahren nicht gesehen hatte, weil sein Bruder, der bei derselben Armee General war, seinen Neffen, als einen fünfzehnjährigen Knaben, zur Fahne seines Monarchen warb, und seitdem eine Kette von Kriegen dem jungen Tannhof keine Muße ließ, das Vaterhaus zu besuchen.

Claudine eröffnete ihrem Bruder, daß sie zur Feier seines Festes eine kleine Gesellschaft eingeladen habe. „Nun, wir wollen vergnügt seyn!" sprach er. „Laß aber auch unser Dorf eines frohen Tages genießen! Sorge dafür, daß die Leutchen, alt und jung, auf den Abend bewirthet werden." — Claudine, die zu allen wohlthätigen Handlungen immer bereitwillig war, verließ ihn vergnügt, um die nöthigen Vorkehrungen zu treffen.

Bald darauf machte der Gerichtshalter seine Aufwartung. Er hatte sich deßhalb einige Meilen weit herbegeben, und hielt eine hochtrabende Rede, die eben so breit und steif war, als sein Bräutigamskleid, das er seit dreißig Jahren bei solchen Feierlichkeiten anlegte. Herr von Tannhof dankte ihm für seine stattlichen Wünsche, und empfahl ihm bei dieser Gelegenheit Milde und Gelindigkeit gegen die Unterthanen: denn der Gratulant war ein eiserner Rechtsgelehrter und mit der leidigen Sportelsucht ein wenig behaftet. Er stutzte über die Ermahnung, und versicherte hoch und theuer, daß er immer nur dem Rechte seinen stracken Lauf lasse. „Das größte Recht ist oft das größte Unrecht;" erwiederte sein Principal. „Ich will aber durchaus nicht, daß die heilige Justitia meine Unterthanen zu Bettlern mache."

„Gott segne und erhalte Sie für diese Gesinnung!" sagte der eintretende Pfarrer, der ebenfalls kam, um die gewöhnliche Steuer eines Glückwunsches zu entrichten, und es mit kurzen, herzlichen Worten that.

Der Gerichtshalter hätte noch gern für seine strenge Göttin eine ritterliche Lanze gebrochen; er unterließ es aber, weil er zwei Laien gegen sich hatte, und er sich das festliche Mahl, wozu er geladen war, durch Auf-

wallung des Blutes nicht verbittern wollte. So trat er denn mit heuchlerischer Ergebung ab, verfügte sich in die Gerichtsstube, und begegnete den vorgeladenen Parteien mit ungewöhnlicher Katzenfreundlichkeit, damit Fräulein Claudine, die sich um die Rechtspflege des Dorfes fleißig bekümmerte, solches erfahre, und dafür seinen Reisewagen, wie sie bisweilen that, mit Gastgeschenken belade.

3.

Gegen Mittag fand sich der Adel aus der Nachbarschaft ein, und man ging zur Tafel, wo trefflich gegessen und getrunken, aber wenig Erhebliches gesprochen ward.

Ein alter, seit zwanzig Jahren auf dem Lande vegetirender Kammerherr, dem aber noch der geringste Vorgang in seinem ehemaligen Geschäftskreise höchst wichtig war, unterhielt die Gesellschaft mit den neuesten Hofbegebenheiten. Sie betrafen zwar nur Jagden, Assembleen und so weiter; doch sie waren ächt, indem er darüber mit einem Hof = Fourier in posttäglichem Briefwechsel stand, und dafür seinem Annalisten einen ansehnlichen Jahrgehalt gab.

Ein anderer, von seiner Hufe nie weggekommener Landjunker sprach von den Ereignissen des letztern Viehmarkts und von den guten und bösen Launen seines Reitkleppers.

Ein Oberforstmeister — der in seinem Aeußern der Farbe des Waldes so treu war, daß sogar die zahlreichen Ringe an seinen Fingern durchaus nur aus grünen Edelsteinen bestanden — klagte über die augenscheinliche Abnahme der hohen Jagd, und bemerkte dabei mißfällig, daß die unruhigen Köpfe, die Bauern, dessen ungeachtet nicht aufhörten, ihre alten, grundlosen Beschwerden über Wildschaden zu führen.

Etwas unterhaltender, als die Gespräche dieser Herren, waren die lustigen Schnurren, die ein Oberstwachtmeister erzählte. Er war, ohne selbst zu wissen warum, den Geistlichen nicht gewogen, und gedachte daher ihrer oft, und nicht auf die löblichste Weise, in seinen Geschichten. Die Gegenwart des Pfarrers, eines ehrwürdigen Greises, hätte ihn billig bewegen sollen, sich dieser Unart wenigstens jetzt zu enthalten; doch er that sich keinen Zwang an. „Herr Pastor," sprach er unter andern, „Sie haben meinen verstorbenen Seelenhirten, den Magister Gabel, gekannt; wissen Sie aber auch die Anekdote von der besondern Höflichkeit, die er eins=

mals dem nun auch heimgegangenen Superintendenten, dem Doctor Siegmar, erzeigte?"

Der Pfarrer verneinte die Frage, und erinnerte sanft an den Spruch: Lasset die Todten ruhn!

„Allen Respekt vor den Todten!" versetzte der Major. „Doch der unschuldige Schwank, den ich jetzt erzählen will, wird ihre Ruhe nicht stören. Magister Gabel bewirthete einsmals, bei Gelegenheit der Kirchen- und Schulvisitation, den Superintendenten und mich. Nun weiß ich nicht, welcher Spaßvogel dem guten Magister gesagt hatte, daß der Doctor für sein Leben gern Lichter putze. Kurz, er pflanzte vor seinem Herrn Ephorus ein halbes Dutzend Kerzen auf, damit er das Vergnügen habe, sie zu schnäutzen. Das that der Doctor denn auch, und mußte es wohl thun, weil ihm, auf heimliche Veranstaltung des Pfarrers, bei diesem Geschäfte niemand zu Hülfe kam. Nach der Abendmahlzeit ging ich mit dem Doctor, der bei mir übernachtete, die Treppe hinab. Magister Gabel stieg vor uns her: in der linken Hand zwei Lichter, und in der rechten einen porcellanenen Teller, auf welchem eine blanke Lichtputze lag. Als wir nun an der Hausthür von ihm Abschied genommen und er sich mit vielen Kratzfüßen zu hohem Wohlwollen empfohlen hatte, prä-

sentirte er dem Superintendenten die Lichtputze, und sagte mit unbeschreiblicher Freundlichkeit: „Ist's Ihro Hochwürden noch einmal gefällig?" —

„O heilige Einfalt!" rief der Oberforstmeister ins allgemeine Gelächter, von welchem sich selbst der greise Pfarrer nicht ausschloß. Einige fragten, was der Superintendent ergegnet habe.

„Er sah den Magister starr an," — antwortete der Major — „er bat um Erklärung des seltsamen Anerbietens; und als er nun erfuhr, daß er im Rufe eines leidenschaftlichen Lichtputzers stehe, sagte er sanft: Das hat Ihnen ein Schalk weis gemacht! und wir gingen lachend von dannen." —

Mehr dergleichen Possen erzählte das lebendige Vademecum, und die Tafelzeit verstrich um so geschwinder dabei, da Fräulein Claudine mit einer sonderbaren Unruhe, die ihr Bruder und alle Gäste bemerkten, die Folge der Speisen rasch und eilig betrieb, und kaum den Herren Zeit genug ließ, ihre Weinflaschen zu leeren.

4.

Nach der Tafel ward der Schulmeister gemeldet und vorgelassen. Er wand und krümmte sich mit der Anrede herein:

Hochwohlgeborner Herr und Gönner, ich erscheine
Bei deinem Wiegenfest als Sprachrohr der Gemeine.

So ging der Salm, der billig ungedruckt bleibt, fünf Minuten lang fort, und schloß mit den Worten:

Auch wünscht das ganze Dorf, erhabener Patron,
Daß bald dein edler Sproß, der tapfre Martissohn,
Mit Ehr' und Ruhm bekrönt, aus weit entfernter Zone
Heimkehr' ins Vaterhaus, und uns zur Lust hier wohne.

„Ein guter Wunsch, dem ich aus vollem Herzen beistimme!" sprach Herr von Tannenhof, und füllte die Gläser. Des Abwesenden Gesundheit ward getrunken. Die Böller im Hofe ließen sich dabei hören. Der poetische Redner sträubte sich entsetzlich gegen das erste Glas Wein, das man ihm reichte; als aber die Bahn einmal gebrochen war, trank er so weidlich, daß einem ungenügsamen Schmarotzer, der nur noch eine einzige Flasche auf dem Tische sah, ganz bange dabei ward. Er warnte den Herrn von Tannhof, dem Schulmanne nicht so viel einzuschenken, weil es ihm vielleicht nicht bekommen möchte. „O seht den Menschenfreund!" rief der Major. „Er trinkt das Gift lieber selbst, damit es andern nicht schade."

Indem dieser Einfall belacht wurde, stahl sich der Schulmeister hinweg, und ein Diener vom Hause überreichte seinem Herrn ein großes Blatt, auf welchem gedruckt stand:

Mit gnädiger Bewilligung

wird von einer

ambulanten Schauspielergesellschaft

sogleich aufgeführt:

Die heimliche Heirath,

ein rührendes Drama in 5 Akten.

Personen:

Baron Grottau.
Ferdinand, sein Sohn.
Seraphine, dessen Gattin.
Zange, ein Advokat.
Krebs, ein Wucherer.
Eleazar, ein Jude.
Greif, ein Kerkermeister.
Bedienten, Wache u. s. w.

„Welche sonderbare Erscheinung!“ rief Herr von Tannhof. „Wo ist denn das Theater?“

„Hier, im blauen Saale des Schlosses,“ antwortete der Bediente.

Der Major las den Zettel laut ab. Männiglich staunte, daß sich eine Bande Comödianten — wie sich der unfeine Landjunker ausdrückte — in diese Gegend verirrt hatte. Herr von Tannhof sah sich nach seiner Schwester um; er wollte sie über diesen unerwarteten Vorfall befragen; sie war aber nicht zugegen. Man erklärte sich nun ihre Unruhe bei der Tafel, und ihr Drängen und Treiben, um einen zeitigen Aufstand von derselben zu bewirken. Auch der Dienerschaft entwickelte sich jetzt das Geheimniß, worüber sie sich Tages vorher die Köpfe zerbrach. „Also für Comödianten hab' ich gesotten und gebraten! sagte der Koch. „Schade, daß ich das nicht früher wußte! Die Vagabunden hätten mit schlechtern Speisen, als ich ihnen zubereitete, fürlieb nehmen müssen.“

Herr von Tannhof forderte die Gesellschaft auf, sich mit ihm in den blauen Saal zu begeben. Alle waren mit Vergnügen dazu bereit. Nur der Pfarrer nahm seinen Hut, um nach Hause zu gehen. Man fragte ihn, warum er sich entfernen wolle. Er antwortete:

es vertrage sich nicht mit seinem Stande, daß er einem Schauspiele beiwohne. Herr von Tannhof stellte ihm vor, daß er sich das in einem Privathause wohl erlauben dürfe. Er zuckte lächelnd die Achseln, und ging mit in den blauen Saal.

5.

Eine jämmerliche Musik, die der Schulmeister, mit einigen aus der umliegenden Gegend zu Hülfe gerufenen Amtsbrüdern aufführte, empfing die eintretenden Zuschauer. Die Hälfte des Saals durchschnitt quer über ein Vorhang, der aus seidenen Fenstergardinen zusammengesetzt war. Das Orchester mußte seine schreienden Fiedeln lange bearbeiten, weil die Schauspieler noch nicht zum Auftreten fertig seyn mochten.

Nach endlicher Aufrollung des Vorhangs stellte die Bühne ein Zimmer vor, in welchem sich der Baron Grottau allein befand.

Herr von Tannhof erschrak über diesen Mann: denn es war ihm, als säh' er sich doppelt. Auch die übrigen Zuschauer verwunderten sich des Anblicks. Der Theater-Baron, der Anfangs stumm, und, wie in Gedanken vertieft, in einem Armsessel saß, trug nicht nur

Tannhofs gewöhnliche Hauskleidung, sondern drehte auch eine von dessen Tabaksdosen durch die Finger, und schnupfte daraus mit derselben Manier, die Jenem eigen war. Seine Sprache steigerte die Verwunderung aufs höchste; sie glich der Stimme des Herrn von Tannhof vollkommen. Er begann mit einem Selbstgespräche, worin er äußerte, daß er sein Gemüth von einer besondern Ahnung bewegt fühle.

Während dieses Monologs überbrachte ein Bedienter einen Brief mit der Meldung: es habe ihn ein reitender Bote abgegeben.

„Aha! von meinem Bruder, dem General!" sagte der Baron, nachdem er die Aufschrift und das Siegel betrachtet hatte.

Er erbrach den Brief und las: „Mein theurer Bruder, ich habe das Vergnügen, Dir die angenehme Nachricht mitzutheilen, daß sich Dein wackerer Sohn zum Rittmeister aufgeschwungen und den Verdienstorden erhalten hat. Seine Tapferkeit, wodurch er sich im letzten Feldzuge ganz besonders auszeichnete, erwarb ihm diese Belohnung. Freue Dich, glücklicher Vater, über den braven Jungen, der unserer Familie so viel Ehre macht, und vergib ihm in dieser Rücksicht eine Ueber-

eilung, die uns, beim rechten Lichte besehen, keine Schande bringt.“ —

Der Baron stutzte, las heimlich weiter, fuhr bestürzt zusammen, und rief aus: „Wie? was? Alle Teufel! Der Bube hat sich heimlich verheirathet? — Hat ein Mißbündniß geschlossen?“ —

Er warf den Brief zornig auf den Tisch, sprang empor, ging mit heftigen Schritten auf und nieder, und eiferte gewaltig.

Nach und nach faßte er sich, griff wieder nach dem Briefe, und las laut:

„Dein Sohn machte vor einiger Zeit die Bekanntschaft eines edeln Mädchens, das den Namen Seraphine mit Recht führt: denn es ist ein wahrer Engel, aber — eine bürgerliche Waise, deren Vater, ein ehrlicher Landprediger, in der bittersten Armuth starb. Ferdinand entdeckte mir, daß er sie unaussprechlich liebe, und ihr ewige Treue geschworen habe. Ich zürnte darüber. Dein Vater, sprach ich, ist ein vernünftiger Mann, wie es wenige gibt; aber den Stammbaum unsers alten Geschlechts hält er in so hohen Ehren, daß er keinen bürgerlichen Zweig daran duldet. — Ferdinand erwiederte: Seraphinens Schönheit und Tugend würden einen Thron zieren. — Das kann

seyn; versetzte ich: und es wäre dennoch eine Mißverbindung, die dein Vater nimmer genehmigen würde. — Dadurch erschreckt, aber dessen ungeachtet beharrlich entschlossen, Seraphinen nicht aufzugeben, wählte Ferdinand den Ausweg einer heimlichen Heirath, die hier bei uns keinen bedeutenden Schwierigkeiten unterworfen ist. Mit einer Hand voll Gold überwand er alle Hindernisse, und ich erfuhr die stille Trauung nicht eher, bis sie mir der junge Ehemann selbst bekannt machte. Da vertraten denn freilich Anfangs unfreundliche Worte die Stelle der Glückwünsche; doch was war bei der nun einmal geschehenen Sache zu thun? Ich ließ mir, als sich mein Zorn etwas gelegt hatte, die Neuvermählte vorstellen. Sie gewann meine volle Achtung, und ich mußte mir selbst bekennen, daß sie werth sey, mit Verehrung und Liebe in unsere Familie aufgenommen zu werden. — So steht die Sache, lieber Bruder, und sie wird nicht anders, wenn du auch darüber aus der Haut fahren wolltest. Doch du bist ja kein Don Ranudo de Colibrados, dem sein Stammbaum das höchste Gut ist, und der ihn, bei leerem Magen und in Lumpen gehüllt, mit Entzücken betrachtet. Du wirst, als ein verständiger

Mann, deinem Sohne verzeihen. Er bittet fußfällig darum — er kommt — er ist schon da!" —

Und indem der Baron diese Worte las, stürzte Ferdinand, ein schöner, mit einer prächtigen Husaren-Uniform bekleideter Jüngling ins Zimmer, fiel ihm zu Fuß, und sagte mit einer sehr angenehmen Stimme einige rührende Worte, die seiner Lage gemäß waren.

Der Baron donnerte Verwünschungen auf ihn nieder, und erklärte mit den härtesten Ausdrücken, daß die heimlich geschlossene Ehe wieder getrennt werden müsse.

„Lieber trenn' ich mich vom Leben!" sagte der Sohn; und nachdem er den Werth seiner Gattin mit feuriger Beredsamkeit geschildert hatte, bat er seinen Vater um die einzige Huld, sie ihm vorstellen zu dürfen, weil er dann gewiß hoffe, daß Seraphinens himmlische Anmuth den Sieg über ungünstige Vorurtheile gewinnen werde.

„Ich mag die Sirene nicht sehn!" schnaubte der Vater. Doch Ferdinand eilte fort, und kam nach einigen Augenblicken mit einer jungen Dame zurück, deren seltene Schönheit die gesammten Zuschauer mit Bewunderung erfüllte.

Aber auf den ahnenstolzen Baron machte sie keinen

so glücklichen Eindruck. Er zürnte im Gegentheil, da er sich die unwillkommene Schwiegertochter nicht so nahe gedacht hatte, noch mehr als zuvor, und setzte gegen sie alle schuldige Höflichkeit aus den Augen. „Hinweg mit ihr!“ schrie er, wie rasend. Seraphine rang die Hände, brach in Thränen aus, und wollte sich entfernen. Doch Ferdinand ließ sie nicht aus seinen Armen, und machte mit beweglichen Worten einen neuen Versuch, das steinerne Vaterherz zu erweichen. Der Alte würdigte ihn keiner Antwort, sondern läutete heftig mit seiner Tischglocke, und befahl dem herbei eilenden Bedienten, das ganze Hausgesinde zusammen zu rufen. „Wozu dieser Befehl?“ fragte Ferdinand. Der Vater blieb stumm, bis sich das Zimmer mit Domestiken anfüllte. „Ergreift dieses Weib, und führt sie vor's Thor hinaus!“ rief er jetzt mit schäumender Wuth. Ein naseweiser Lakei wollte Hand anlegen; aber Ferdinand riß seinen Säbel aus der Scheide, und mit Schrecken entfloh die sämmtliche Dienerschaft. Hierauf wandte er sich zu seinem Vater und sagte: „Wer mein Weib verstößt, verstößt auch mich! Leben Sie wohl!“ — Mit diesen Worten verließ er, vom Fluch des Vaters verfolgt, mit Seraphinen das Zimmer.

So schloß sich der erste Akt, und der Vorhang fiel.

6.

Herr von Tannhof hatte diesen Augenblick mit Sehnsucht erwartet, um mit seiner Schwester über den ihm so wunderähnlichen Schauspieler zu sprechen; allein er blickte vergebens nach ihr umher. Indessen trat der Baron Grottau hinter den Gardinen hervor, und nahte sich ihm mit einer tiefen Verbeugung. Er machte ihm ein höfliches Gegencompliment, und da kam es ihm sehr befremdlich vor, daß der Baron darüber laut auflachte. Er besah sich den dreisten Mann näher, und es war — Claudine.

„O du Gauklerin!" rief er aus. „Was hast du mich und uns alle geäfft! — Wie kamst du auf den Einfall, unter die Comödianten zu gehen?"

„Es war ein Nothschritt;" antwortete sie. „Der Director der Gesellschaft wollte den Baron Grottau spielen; er ward aber diesen Morgen krank, und es war kein anderer Schauspieler vorhanden, der an seine Stelle treten konnte. Geschwind übernahm ich daher die verlassene Rolle; sonst wäre die ganze Vorstellung rückgängig geworden."

Ausdrücke des Erstaunens und Schmeicheleien über ihr vortreffliches Spiel erschallten von allen Seiten.

„Nein!" sagte Herr von Tannhof: „ich hätte in meinem Leben nicht geglaubt, daß du eine Tyrannenrolle spielen könntest! — Was wird denn am Ende aus den jungen Leuten?"

„Ich sage mich von meinem Sohne ganz los;" er-

wiederte sie. „Er und seine schöne Gemahlin versinken in Armuth und Elend. Sieh nur den Comödienzettel an! Da findest du verschiedene widrige Personen, die nichts Gutes weissagen. Wehe dem, der in ihre Hände fällt!"

„Und alle diese herzangreifenden Scenen sollen wir mit ansehn?" sagte der Bruder. „Ich gestehe frei, daß mir ein solches Schauspiel kein Vergnügen macht. Ferdinand und Seraphine sind ein recht liebenswürdiges Paar. Es ist Jammer und Schade, daß so feine Leute das Handwerk herum ziehender Comödianten treiben. Ich weiß, daß ihr trauriges Schicksal, das uns hier auf der Bühne vorgestellt wird, nur Dichtung ist, und dennoch dringt mir's durch Mark und Bein." —

„Herr Bruder! Herr Bruder!" sprach Claudine. „Ich wette, wenn dein Sohn eine ähnliche Uebereilung beginge, du würdest nicht gelinder mit ihm verfahren." —

„O! wie kannst du das glauben?" rief er aus.

7.

Plötzlich trat Ferdinand, als hätte er auf dieses Wort gewartet, hinter der Bühne hervor, ging auf den Herrn von Tannhof zu, und seufzte mit einem rührenden, von Wehmuth fast erstickten Tone: „Mein Vater!" —

„Soll denn das Schauspiel hier fortgesetzt werden?" fragte Herr von Tannhof seine Schwester.

Sie bejahte mit Kopfnicken.

„Nun, so irren Sie sich in der Person;“ sprach er zu Ferdinand. „Dort steht Ihr Vater!“

„Nein, er ist bei dem rechten Manne!“ — rief Claudine. „Kennst du deinen Ferdinand nicht mehr?“ —

Erschüttert blickte Herr von Tannhof den Jüngling an, und erkannte jetzt den geliebten Sohn, den ihm ein Zeitraum von zehn Jahren und ein kriegerischer Bart fremd gemacht hatten. Er schloß ihn, mit einem lebhaften Ausruf der Freude, in seine Arme.

Die umstehende Gesellschaft nahm an dieser Scene fröhlichen Antheil, und begrüßte den jungen Helden.

Herr von Tannhof fragte: warum er nicht gerades Weges zu ihm gekommen sey, sondern sich ihm erst auf der Bühne gezeigt habe.

Statt der Antwort überreichte Ferdinand einen Brief, den der Vater sogleich erbrach.

„Bemühe dich nicht, ihn zu lesen!“ sagte Claudine. „Er ist von unserm Bruder, und mit dem Briefe, den ich auf dem Theater vorlas, von Wort zu Wort gleichlautend.“

„Ist's möglich?“ — sprach Herr von Tannhof bestürzt, und steckte den Brief in die Tasche.

Der unbescheidene Theil der Gesellschaft machte große Augen, und drängte sich näher hinzu; aber der feinere Kammerherr trat zurück, winkte den Neugierigen mit Kopf und Händen, und ruhte nicht eher, bis sie ihm aus dem Saale hinweg in ein anderes Zimmer folgten.

8.

„Euer Schauspiel sollte die Falle heißen!“ sprach Herr von Tannhof, als die Familie allein war. „Ihr habt mich schlau gefangen!“

„Verzeih!“ sagte Claudine. „Unser Bruder, der General, gab mir diese Kriegslist unter den Fuß. Er schickte mir das junge Paar bei Nacht und Nebel zu, sandte mir zugleich eine Abschrift seines Briefes, und den Plan zum ersten Akte des heutigen Schauspiels, dessen weitere Ausführung dir überlassen bleibt.“ —

„Du hast gut reden!“ versetzte er, und rieb sich die Furchen der gekränkten Ahnenliebe von der Stirn. — „Du kennst mich, und weißt die Entwickelung voraus! — Aber du, mein Sohn, du hättest mir mehr Vertrauen beweisen sollen! Doch es sey dir vergeben, und nun geh, und rufe deine Frau!“ —

Ferdinand flog hinter den Vorhang, und führte Seraphinen hervor. „Willkommen, liebe Tochter!“ rief ihr Herr von Tannhof entgegen, und überhob sie aller Verlegenheit durch eine freundliche Umarmung.

Das war Claudinens Triumph! Denn nicht der General, sondern sie, hatte für ihren Bruder, dessen Abneigung gegen Mißheirathen ihr bekannt war, das dramatische Netz gestrickt, und darüber seit mehrern Monaten einen geheimen Briefwechsel geführt. Ferdinands Dankbarkeit brachte daher bei der Abendtafel die Gesundheit aus: „Die guten und klugen Tanten sollen leben!“

Bayerische Staatsbibliothek München

Altgob.

e 4 3/7/37.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Langbein, August Friedrich Ernst,

A. F. E. Langbeins prosaische Werke

Bd.: 6

Stuttgart 1837

P.o.germ. 1726 o-11
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10124114-6